

# hEft

für literatur, stadt und alltag



AN  
IHREN  
FRÜCHTEN  
KÖNNT  
IHR SIE  
ERKENNEN

## Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 40 (11. Jg.), April 2015 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.000 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, IBAN: DE 83 820 700 24 0165 430 000, BIC: DEUTDE33HAN30 // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Caroline Hemmann, Kerstin Wölke, Jörg Engelmann // Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Paul-Ruben Mundthal // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Johannes Jacobshagen // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 4, 13 und 14 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 26. Juni 2015; Redaktions- und Anzeigenschluß: 22. Mai // hEFt wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt und die Thüringer Staatskanzlei. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



## Stadt & Alltag

- 4 Schöne Aussicht
- 5 Die Stadt ist unser Obstgarten!
- 7 Gemeinschaftliches Wohnen in der Krämpfervorstadt
- 8 Mehr Raum für Kultur
- 9 Wir haben ein Luxus-Problem
- 11 Die Drohne über unserem Fenster
- 13 Fünf Fragen an: Herr Rodes
- 14 Fragmente aus der Abseitsfalle
- 15 Termine
- 16 Aus der Provinz: Lauscha
- 20 Armutsproduzierende Arbeitsverhältnisse
- 22 Bis zum Endsieg
  
- 24 Fotostrecke: Anna Kant

## Literatur

### An ihren Früchten könnt ihr sie erkennen

- 28 In Memory of Saurer Apfel
- 30 ›und später dann Paraboläpfel am Atem‹
- 31 Der Sündenfall
- 33 Narrenmond
- 36 Platte
- 37 Der Name des Gesetzes
- 38 Bukowskis Pfand

### Schreiben auf den Punkt

- 40 Die Aufgabe
- 42 Schnee 1-3
- 43 Die Mutter
- 43 Ein Moment Kindheit
- 44 Zuflucht
- 45 Was schlimm ist

- 47 Autor/innenverzeichnis

## Liebe Leserin, lieber Leser,

Erfurt zählt zu den boomenden Städten in Ostdeutschland. Vor allem junge Leute und Familien zieht es aus dem ländlichen Raum wieder zurück in die Stadt. Ein facettenreiches Kulturangebot ist ein wichtiger Faktor für einen Zuzug. Unkonventionelle und soziokulturelle Kulturformate sprechen vor allem diese jüngere Generation an. Doch wie sieht es mit den Räumen dafür aus? Welche Bedingungen sind nötig, damit die soziokulturelle Szene in Erfurt weiter gedeihen kann? Gerade widmete sich eine Zukunftswerkstatt diesen Fragen, und im Frühjahr werden Ergebnisse der ersten Kulturraumstudie für die Stadt erwartet. Mehr dazu gibt's auf Seite 8.

Auch der knappe Wohnraum in den wachsenden Städten ist ein wichtiges, für viele existentielles Thema. In Erfurt etwa findet man kaum noch bezahlbare Wohnungen, in Jena ist es noch schlimmer. Ab Seite 5 gehen wir u.a. der Frage nach, wie der Wohnraum in den vergangenen Jahren in zunehmendem Maße zum Anlageprodukt geworden ist.

Im berühmten Glasmacherstädtchen Lauscha im Thüringer Wald sieht das hingegen ganz anders aus. Hier ist man froh über jeden, der bleibt. Wie wichtig der Erhalt bzw. der Aufbau kultureller Infrastruktur ist, zeigt das Kulturkollektiv Goetheschule, das sich vor einem Jahr gegründet hat. Das Interview lest ihr ab Seite 16.

Immerhin zehn Jahre lang haben wir es geschafft, alle Vierteljahre ein neues hEFt herauszubringen. Wenn das kein Grund zum Feiern ist! Und genau das haben wir uns auch gesagt. Die nächste Ausgabe im Juni wird also eine Jubiläumsnummer – und dazu gibt's die große Jubiläums-hEFt-reliert-Party. Seid gespannt!

Die Redaktion

---

## hEFt in die Hand

**Offene Redaktion** am 29. April // 19:30 Uhr  
Weinstein Le Bar, Kleine Arche 1, Erfurt

**Offenes Büro** immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr  
Alte Salinenschule, Salinenstraße 141, Erfurt

---



**Titelillustration: Johannes Jacobshagen**  
Der gebürtige Erfurter fühlt sich von Plattencovern und flämischen Comics beeinflusst. Er lebt und studiert in Leipzig, träumt davon später mal viele Kinderbücher zu illustrieren und findet es ein bisschen seltsam, sich selbst in der dritten Person darzulegen. Gern möchte er sich mehr in das künstlerische Berufsleben etablieren.  
<http://johannesjacobshagen.tumblr.com>



# Schöne Aussicht

## Wasser marsch!

13. April 2017, Erfurt: Das Dreienbrunnenbad im Erfurter Luisenpark ist das, was man gemeinhin ein Kleinod nennt. Und so fällt vielen Erfurter/innen sicherlich ein Stein vom Herzen, dass die für diesen Sommer geplante Schließung doch noch verhindert werden konnte. Die zündende Idee hatte letztlich der findige Stadtrat Jens Jensen. Der gelernte Dachdecker schlug vor, dass es – angesichts ohnehin mangelhafter Hallenbadkapazitäten in der Landeshauptstadt – »doch das Logischste von der Welt« sei, das Dreienbrunnenbad saisonal zu überdachen. Zu diesem Zweck hat Jensen eine aufblasbare Zeltkonstruktion entwickelt, zu welcher ihn ein Schwimmbadbesuch mit seinem Sohn, bei dem die beiden mit einem Gummiboot kenterten, inspirierte. Der große Vorteil bei diesem Modell: es fallen nur Materialkosten an. Eine kostenintensive Kompressoranlage erübrigt sich, da es bereits zahlreiche Zusagen von Gegner/innen der Freibadschließung gibt, sich ehrenamtlich beim Aufpumpen zu engagieren. Etwaige Aufblaspitzen können zudem mit Hartz-IV-Empfänger/innen abgefangen werden. So könnte das Dreienbrunnenbad sogar an verregneten Sommertagen kurzerhand zum Hallenbad umfunktioniert werden. Nach einer ausgiebigen und erfolgreich verlaufenen Testphase im Winter geht das Modell nun zum regulären Betrieb über.

Jensen hat unterdessen bereits einen weiteren Vorschlag hinsichtlich der nach wie vor unzureichenden Hallenbadkapazitäten ins Gespräch gebracht. Im Zuge der geplanten Erweiterung der Roland-Matthes-Schwimmhalle böte sich – so Jensen – der Plenarsaal des Landtages als kostengünstige Alternative zu einem Neu- oder Umbau an. Das wäre sogar noch weniger Aufwand als bei der Zeltkonstruktion im Dreienbrunnenbad. O-Ton Jensen: »Hier und da noch ein bisschen Fensterkitt, und dann Wasser marsch!« Zumindest die Idee hat es bereits in den Plenarsaal geschafft. Nach einer ersten Diskussion am vergangenen Dienstag soll es nach den Osterferien zur Abstimmung kommen. Aus gut informierten Kreisen heißt es, dass nicht wenige Abgeordnete mit diesem Vorschlag liebäugeln. Zumal böse Zungen behaupten, es mache ohnehin keinen so großen Unterschied, welche Art von Blasen im Plenarsaal erzeugt werden würden. Wir werden über den Fortgang der Entwicklung berichten. /// ap

## Erlebnispfad mit Tücken

16. März 2021, Erfurt: Nur noch wenige Wochen bis zur Eröffnung der Bundesgartenschau in Erfurt. Die ganze Stadt hat sich für das nahe Großereignis herausgeputzt. Selbst das Rathaus macht von sich als Ort der Vielfalt reden. Dank der innovativen Fassadenbegrünung beherbergt das alte Gemäuer nun nicht mehr nur Schwalben, sondern auch Fledermäuse, Feldhamster und Steinläuse konnten erfolgreich angesiedelt werden. Ein Ort hingegen, der vielen bitter aufstößt, ist die Nordhäuser Straße. Die Verhandlungen um die teuer erkauften Vorgärten sind allen noch gut in Erinnerung. Jetzt sorgt die Verwaltung erneut für Schlagzeilen. Offensichtlich wurde bei der Planung des Erlebnispfades in der Mitte der Straße übersehen, dass die Stadtbahn entlang eines gerade einmal 80 Zentimeter breiten Korridors an den Flaneuren vorbeirauscht; die doppelte Breite war geplant. Als beidseitig begehbare Lehr- und Erlebnispfad und Verbindungsstück zwischen den Bugaflächen auf dem Petersberg und im Nordpark vorgesehen, entpuppt sich das »grüne Buga-Erlebnis-Band« nun als Erlebnispfad der besonderen Art: als Weg für das abenteuerlustige, jüngere Publikum.

Der Vorschlag der Stadtplaner gleicht einem Geniestreich: Der fehlerhaft geplante oder gebaute Weg, diese Frage soll im Rahmen der Wohnungs- und Haushaltserhebung beantwortet werden, erhält eine eigene Facebook-Fanseite und einen Quiz-Duell-Account. Die Passanten treten gegen den Pfad an. Für jede richtig beantwortete Frage geht es zwei Schritte vor, für jede falsch beantwortete einen Schritt zurück. Dadurch soll garantiert werden, dass die maximal zulässige Höchstgeschwindigkeit von einem Kilometer pro Stunde, welche laut Verkehrsamt Voraussetzung für die Freigabe des Pfades ist, nicht überschritten wird. Gleichzeitig tut der abenteuerlustige Buga-Besucher noch etwas für seine Allgemeinbildung. Ein besonderes Schmankerl sind die Fragen zur Fauna. Heimische wie tropische Pflanzen sollen anhand ihrer Früchte erkannt werden.

In der kommenden Woche beginnen übrigens die Testflüge für die Katapulte auf Domplatz und Petersberg. Die beiden Katapulte und Auffangmatten sind installiert. Es werden noch Freiwillige gesucht. Unter allen Testpersonen verlost die Buga Erfurt GmbH drei Familien-Saisonkarten für die Bundesgartenschau. /// rb

# Die Stadt ist unser Obstgarten!

*»Immobilienfonds will in Erfurt 1000 Wohnungen kaufen«, titelte die Thüringer Landeszeitung am 4. Februar, »Wohnopia« plant Wohnprojekt in Erfurt für mehrere Generationen«, hieß es nur einen Tag später an gleicher Stelle. Wie diese beiden Meldungen zusammenhängen und warum Stadtentwicklung auch in Erfurt zum Thema einer breiten, kritischen Auseinandersetzung werden sollte, versucht der folgende Artikel zu ergründen*

Viele Entwicklungen brauchen etwas länger, bis sie in Erfurt ankommen. Das gilt auch für das Thema Stadtentwicklung. Denn während in vielen Großstädten bereits seit mehr als zehn Jahren über Luxussanierungen, horrenden Mietsteigerungen und Verdrängung einkommensschwacher Bevölkerungsschichten an den Stadtrand gestritten wird, schien das Thema in Erfurt bisher kaum eine Rolle zu spielen. Noch in der Bevölkerungsprognose der Stadtverwaltung Erfurt aus dem Jahr 2006 war zu lesen: »Die Erfurter Bevölkerungszahl wird sich stetig vermindern und im Jahr 2030 etwa 169.700 Personen betragen.« Schrumpfung statt Wachstum schien das Gebot der Stunde zu sein, dementsprechend wurden zwischen 2003 und 2010 rund 7.500 Wohnungseinheiten in Erfurt, vor allem in den Großwohnsiedlungen am Stadtrand, abgerissen.

Von Schrumpfung kann im Jahr 2015 in Erfurt keine Rede mehr sein. Seit 2009 steigt die Zahl der Bewohner\_innen wieder, mittlerweile wird bis 2025 ein Anstieg auf 208.600 Einwohner\_innen erwartet. Bei der positiven Bewertung dieses Trends scheint Einigkeit zu herrschen: Egal, ob Kommunalpolitik, Verwaltung oder Lokalpresse: Freude herrscht allerorten. Die negativen Folgen dürften all diejenigen bemerkt haben, die in den letzten Jahren in Erfurt eine Wohnung gesucht haben. Dass steigende Mieten in Erfurt nicht nur ein subjektives Gefühl sind, sondern objektive Tatsache, zeigt sich auch im neuen Mietspiegel von 2014, der höhere Mieten von bis zu einem Euro pro Quadratmeter im Vergleich zu 2011 ausweist. Und das wird bundesweit zur Kenntnis genommen: Passend dazu titelte der STERN im Februar 2014: »Mietpreise im Vergleich: Erfurt ist teurer als Berlin«.

Dass das Thema Stadtentwicklung mittlerweile auch in Erfurt ganz unterschiedliche Menschen umtreibt, zeigte die rege Beteiligung an einer dreiteiligen Veranstaltungsreihe Ende vergangenen Jahres. Unter dem Titel »Stadt, Wohnen und Soziale Frage« luden der DGB, das DGB-Bildungswerk Thüringen und der Plattform e.V. zur Diskussion ein. Deutlich wurde in allen Veranstaltungen, dass die Entwicklungen in Erfurt nicht zufällig passieren, sondern eingebunden sind in größere Entwicklungen, die in ähnlicher Form in vielen Städten ablaufen.

Den Anfang machte Prof. Dr. Susanne Heeg. Sie zeigte, wie Wohnraum in den vergangenen 15 Jahren in zunehmendem

Maße zum Anlageprodukt geworden ist. Beteiligt sind daran nicht nur kleine Eigenheimbesitzer\_innen, sondern vor allem institutionelle Anleger wie Immobilienfonds, die im großen Stil Immobilien erwerben. Wohnraum verspricht gerade in Zeiten niedriger Zinsen hohe Renditen. Um welche Größenordnung es geht, zeigte sie eindrucksvoll anhand der Summen, die geschlossene Immobilienfonds investieren: Waren es im Jahr 1999 noch 4,6 Milliarden Euro, so sind es im August 2014 rund 49 Milliarden Euro. Damit hat sich die Summe des Geldes, das nach Anlagemöglichkeiten auf dem Immobilienmarkt sucht, innerhalb von 15 Jahren mehr als verzehnfacht. Zunächst wurde mit dem Geld massiv in westdeutsche Großstädte investiert, doch die sind mittlerweile fast leergefegt. Kein Wunder also, dass zunehmend mittelgroße Städte wie Erfurt in das Zentrum des Interesses rücken. Die Verantwortung dafür lässt sich jedoch nicht einfach auf profithungrige Fondsmanager abwälzen, denn seit den sozialstaatlichen Reformen unter Rot-Grün sind daran ebenso die privaten Pensionskassen beteiligt.

In der zweiten Veranstaltung rekonstruierte Iris Dzudzek das Konzept der »kreativen Stadtentwicklung«, in dem Kreativität als der wichtigste Wachstumsmotor für die zunehmend postindustrielle Wirtschaft gilt. Trägerin dieser Entwicklung sei die Klasse der Kreativen (die »creative class«), die in urbanen Milieus gedeihe, die viele kulturelle Angebote, Vielfalt und Toleranz zu bieten haben. Daher stünden Städte in einem Wettbewerb um diese Gruppe von Künstler\_innen und Hochqualifizierten.

Von einem Werben um »Kreative« von Seiten der Stadt war in Erfurt bisher nur wenig zu spüren. Im Stadtentwicklungskonzept der Stadt wird einer Kulturförderung im dargestellten Sinn keine zentrale Rolle zugesprochen. Dennoch scheint es auch in Erfurt ein langsames Umdenken zu geben. Kulturschaffende sind in dieser Entwicklung in einem Zwiespalt: Einerseits müssen sie versuchen, sich Gehör zu verschaffen, andererseits setzen sie damit oft selbst Prozesse, wie Aufwertung und Mietsteigerung, in Gang, deren Opfer sie dann werden. Erfahrungen aus anderen Städten zeigen, dass in einer solchen Form der Stadtpolitik Kulturpolitik gegen Sozialpolitik ausgespielt wird, denn ein attraktives Klima für »Kreative« zu schaffen, ist allemal billiger als sozialer Wohnungsbau und die Gewährleistung bezahlbarer Mieten.



Wenn es um Alternativen zu steigenden Mieten und der zunehmenden Privatisierung von ehemals kommunalen Immobilien geht, sind andere Städte bereits weiter. Insbesondere in Leipzig hat sich in den letzten Jahren eine breite Szene von unterschiedlichen Hausprojekten entwickelt, die Raum zum Wohnen, aber auch für kulturelle und politische Initiativen vergemeinschaften und die Mietpreise dauerhaft stabil halten. Zwei Aktive des Leipziger Haus- und Wagenrats berichteten darüber in einer dritten Veranstaltung, denn in Leipzig gehören in manchen Stadtteilen selbstverwaltete Hausprojekte ganz selbstverständlich zum Straßenbild.

Und auch wenn in Erfurt die KOWO als kommunale Wohnungsgenossenschaft mit ihrem großen Wohnungsbestand grundsätzlich gute Möglichkeiten hat, bremsend auf steigende Mieten und gegen soziale Segregation einzuwirken, ist doch die Einbindung der Mieter\_innen sehr beschränkt. Basisdemokratische Konzepte, wie bei den Hausprojekten des Mietshäusersyndikats, könnten hier Impulse liefern. Doch der Vortrag zeigte auch, dass die Stadt zu einer aktiven Förderung der Projekte bereit sein muss, indem beispielsweise Ausschreibungsfristen beim Verkauf von städtischen Immobilien verlängert werden oder der Zuschlag nicht nach dem höchsten Gebot erteilt wird, sondern sinnvolle und gemeinwohlorientierte Konzepte den Vorrang erhalten.

Davon, dass die Situation in Erfurt in absehbarer Zeit besser wird, ist nicht auszugehen. Im Gegenteil dürften stadtplanerische Großprojekte wie die »ICE-City«, die auf die Förderung von Tagungs- und Kongresstourismus ausgerichtet sein soll, die Lage insbesondere in den innenstadtnahen Lagen noch zuspitzen. Die anliegenden Viertel werden sich in ihrer sozialen Zusammensetzung massiv verändern und auch in der anliegenden Krämpfervorstadt, wo derzeit zwischen Raiffeisenstraße und Leipziger Straße noch leerstehende Häuser zu finden und die Mieten vergleichsweise moderat sind, dürften die Preise steigen.

Doch noch gibt es in Erfurt ebenso die Chance, bezahlbaren Wohnraum im unsanierten Altbau zu erhalten und preiswerte Räume für Politik und Kultur zu schaffen. Nötig wäre dazu allerdings eine hörbare politische Artikulation. Erste Pflänzchen wachsen bereits. So kamen bei der dritten Erfurter Vernetzungskonferenz im November 2014 unterschiedliche Akteure zusammen, um sich über Konzepte gemeinschaftlichen Wohnens und solidarischer Ökonomie auszutauschen. Und mit dem geplanten Projekt »Wohnopia« (siehe dazu auch den Artikel auf S. 7) in der Grolmannstraße bestünde die Möglichkeit, gleich in mehreren Häusern unterschiedliche Wohnbedürfnisse von der Punker-WG über Wohnungen für Flüchtlinge bis hin zu ökologisch saniertem, kinderfreundlichem Wohnraum auf dauerhaft selbstverwaltete Beine zu stellen. Der Verkauf der Häuser ist von der KOWO für dieses Jahr angekündigt.

Mit der Erfurter »Kulturrauminitiative« versuchen unterschiedliche Gruppen, den Bedarf nach öffentlich zugänglichem und bezahlbarem Raum für politische und kulturelle Ideen gemeinsam zu artikulieren und der Stadtpolitik gegenüber zu vertreten, ohne sich selbst als schmückendes, soziokulturelles Beiwerk der Stadt Erfurt zu verstehen (siehe S. 8). Auch die Konzepte für ein Kulturquartier, sei es auf dem Petersberg oder im Alten Schauspielhaus, haben das Thema in die Öffentlichkeit und den Erfurter Stadtrat getragen. Es bleibt spannend, ob die bisher eher isoliert diskutierten Bereiche und ihre Akteure zusammenfinden werden und noch weitere Aktive, etwa aus dem Umfeld des ehemaligen Besetzten Hauses, mit einbinden können. Eine reiche Ernte wird auf jeden Fall nur eine Verknüpfung der Kämpfe um kulturelle Räume mit sozialen Kämpfen um den allgemeinen Zugang zu Wohnraum, Kultur und sozialer Infrastruktur einbringen können.

Erfurt wird in den nächsten Jahren massive Veränderungsprozesse erfahren. Nun gilt es, sich stadtpolitisch in die anstehenden Auseinandersetzungen einzumischen! /// **Sebastian Fritsch und Frank Lipschik**



# Gemeinschaftliches Wohnen in der Krämpfervorstadt

Generationenübergreifendes, gemeinschaftliches Wohnen, ein auf Selbstverwaltung und Selbstorganisation basierender Ansatz, der den zukünftigen Mietern nicht nur ein Mitbestimmungsrecht, sondern freie Entfaltungs- und Gestaltungsmöglichkeiten beim Wohnen bieten soll. Diese Anliegen möchte das »Wohnprojekt Grolmannstraße« und der Verein Wohnopia e.V. realisieren und so ein nachbarschaftliches Miteinander statt Nebeneinander in der Krämpfervorstadt in Erfurt bewirken. Das Wohnprojekt bietet deshalb nicht nur eine gute Alternative zur sozialen Vereinzelung, sondern greift außerdem eine langfristige Gestaltung der Mietpreise, den bisherigen Leerstand in der Grolmannstraße sowie vor allem den Aspekt der Selbstverwaltung sinnvoll auf.

Das neuartige Wohnprojekt möchte einem leerstehenden Objekt in der Grolmannstraße in der Krämpfervorstadt neues Leben einhauchen. Durch Kauf sowie ökologische und nachhaltige Sanierung entsteht ein einzigartiges Wohnobjekt mit gemeinschaftlichem Besitz an Grundstück und Wohnungen. Zudem sollen im fertigen Objekt erneuerbare Energien genutzt und effizient mit den Ressourcen (Strom, Wasser, Wärme) umgegangen werden. Stabile und selbstbestimmte Mietpreise tragen außerdem auch zur ökonomischen Nachhaltigkeit des Wohnprojektes bei. Langfristiger Wohnraum soll so für die Gemeinschaft bereitgestellt werden.

Der Lebensalltag der künftigen Bewohner soll generationsübergreifend und integrativ gestaltet werden sowie durch Toleranz und Solidarität geprägt sein. Menschen mit verschiedensten biografischen Hintergründen, eben auch Menschen mit Behinderung oder geflüchtete Menschen, werden hier ein

Zuhause finden. Betreutes und barrierearmes Wohnen sind ebenso möglich wie das Wohnen in Einzelwohnungen oder Wohngemeinschaften. Auch sollen im Rahmen dieses Wohnprojektes Räumlichkeiten für Vorträge, gemeinsame Abende, Kinderbetreuung, Diskussionsrunden, Kulturveranstaltungen u. a. vor Ort geschaffen und ein Car-Sharing für das gesamte Wohnobjekt organisiert werden. Durch dieses integrative, selbstbestimmte und selbst verwaltete Wohnprojekt sollen alle Altersgruppen unterschiedlichster Herkunft, Bildung und finanzieller Verhältnisse angesprochen werden.

Dieses Wohnprojekt mit urbanem Milieu und einer Vielfalt an Bewohnern soll mit dem Miethäuser Syndikat (MHS), welches schon rund 90 solcher Wohnprojekte in ganz Deutschland unterstützt, realisiert werden. Das MHS ist eine deutschlandweite, nicht-kommerziell organisierte Beteiligungsgesellschaft und ein Solidarverband, der selbstorganisierte Wohnprojekte unterstützt und berät. Die Umsetzung des gesamten Projektes in Erfurt soll durch die Gründung einer GmbH zusammen mit dem MHS erfolgen.

Derzeit wird die inhaltliche Planung des Projekts weiter vorangetrieben, so dass eine Realisierung in den nächsten Jahren erfolgen kann. Für Neugierige, die sich ideell und finanziell in dieses besondere Wohnprojekt einbringen wollen, findet immer am 21. eines jeden Monats eine Informationsveranstaltung, ein Info-Café statt. Interessierte melden sich unter: [grolmannstrasse@posteo.de](mailto:grolmannstrasse@posteo.de) oder im Internet unter: [www.wohnopia.wordpress.com](http://www.wohnopia.wordpress.com). // Victoria Kemper, Lisa Stötzel und Julia Sachse (Arbeitsgemeinschaft Nachhaltigkeit Universität Erfurt)





# Mehr Raum für Kultur

*Am 7. Februar trafen sich an der Fachhochschule über 40 Kulturakteure aus Erfurt zu einer Zukunftswerkstatt. Unter dem Titel »Kulturräume« wurden Ideen und Visionen erarbeitet, die Rahmenbedingungen für soziokulturelle Arbeit in Erfurt verbessern können. Die Ergebnisse werden nun in Arbeitsgruppen konkretisiert. Parallel dazu werden im Frühjahr Ergebnisse der ersten Kulturraumstudie für Erfurt erwartet*

Initiiert wurde die Zukunftswerkstatt von der »Kulturrauminitiative«, in der sich unterschiedliche Kulturvereine, wie Plattform, Klanggerüst, L50, die Wächterhäuser oder die LAG Soziokultur Thüringen mit dem Ziel zusammengeschlossen haben, Räume für Kultur in der Stadt zu erhalten und auszubauen. Die in der Werkstatt entwickelten Ansätze lassen sich in drei Themenkomplexe zusammenfassen, die nachfolgend dokumentiert werden.

*Vernetzung/Öffentlichkeitsarbeit:* Zwar kooperieren schon viele soziokulturelle Vereine und Initiativen in Erfurt punktuell miteinander oder tauschen sich zumindest aus. Oft jedoch geschieht dies nur innerhalb bestimmter Kreise. Ein wichtiger Punkt war für die Teilnehmenden daher die Schaffung einer Möglichkeit zum Austausch – sei es zu Finanzierungsmöglichkeiten, zu vorhandenen Räumen, Materialien, Kompetenzen und Kontakten, aber auch zur Abstimmung geplanter Projekte. Denkbar wäre hier etwa eine regelmäßige »Kulturtafel«, bei der auch Aktivitäten zur gemeinsamen, strategischen Öffentlichkeitsarbeit geplant werden könnten. Denn eine Lobby für die Soziokultur ist in Erfurt fast nicht vorhanden. Gerade deshalb ist eine politische Interessenvertretung, etwa in Form einer Stiftung, notwendig.

*Finanzierung:* Soziokultur lebt von der Spontaneität und Kreativität ihrer Akteure. Starre Projektförderzeiträume und lange Vorlaufzeiten sind dabei oft hinderlich. In der Werkstatt wurde deshalb die Idee eines durch die Akteure selbstverwalteten Aktionsfonds für kleinere und mittlere Projekte entwickelt, aus dem Vereine und Initiativen unter bestimmten Bedingungen kurzfristig Förderungen für Projekte erhalten können. In diesem Zusammenhang werden auch an die derzeitige Überarbeitung der kommunalen Projektförderrichtlinie Hoffnungen hinsichtlich einer einfacheren Antragstellung und Abrechnung geknüpft.

*Stadtplanung/Räume:* Die zentralen Themen der Zukunftswerkstatt waren die Erweiterung von Räumen und Objekten zur kulturellen Nutzung sowie die Sicherung bestehender Räume. Hierbei spielt die Zwischennutzung von leerstehenden Objekten eine wichtige Rolle. Oft jedoch ist es schwierig, diese Objekte zu identifizieren und Kontakt mit den Eigentümern aufzunehmen. Eine »Raumagentur«, die einerseits vorhandene Objekte an die Kulturakteure vermittelt und andererseits hilft, bestehende

Räume zu sichern, könnte hier helfen. Auch ein Vorkaufrecht für Kulturakteure bei zu veräußernden kommunalen Objekten wäre nach Ansicht der Akteure wünschenswert. Ebenso besteht der Wunsch nach einem vereinfachten Verfahren für die temporäre Nutzung von kommunalen Frei- und Grünflächen sowie von öffentlich geförderten Räumen, wie etwa der Oper, dem Kaisersaal oder dem Angermuseum. Generell sollten Räume für Kultur stärker als bisher in die Stadtplanung mit eingebunden werden. Hier, wie auch bei den vorangegangenen Punkten, wird die derzeit vakante Stelle des Kulturlotsen in der Kulturdirektion als Vermittlungsinstanz zwischen freier Szene und Verwaltung schmerzlich vermisst.

Im Anschluss an die Zukunftswerkstatt wurden zu diesen drei Themenkomplexen Arbeitsgruppen gebildet, die ihrerseits die Aufgaben und Forderungen im Hinblick auf ihre Umsetzung konkretisieren werden. Für Ende März ist noch einmal ein Plenum geplant, in dem darüber beraten werden soll, wie man die Ergebnisse an Politik und Verwaltung herantragen kann.

Parallel dazu wird derzeit von Studierenden des Studiengangs Stadt- und Raumplanung der Fachhochschule eine Kulturraumstudie für Erfurt erstellt (siehe hEFt Juli 2014). In den letzten Monaten wurden dafür Erfahrungen und Bedarfe von Kulturakteuren der Stadt aufgenommen. Die Studie soll Potentiale und Risiken für den Kulturbereich darstellen. Erste Ergebnisse werden im Frühjahr erwartet und anschließend öffentlich diskutiert. Es bleibt also sehr spannend, welchen Niederschlag diese von den Kulturakteuren selbst organisierten Prozesse finden werden. /// **Thomas Putz**



Foto: Friederike Günther

[stadtplanungsladen-erfurt.de](http://stadtplanungsladen-erfurt.de)



# Wir haben ein Luxus-Problem

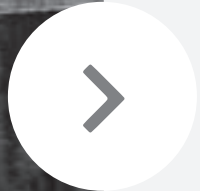
*Die Graffiti von Luxus sind überall in der Stadt zu finden. Mal sind es Tags, dann wieder aufwendige Pieces oder auch schnelle Throw-Ups. Mal sind sie unsauber und kraklig, dann wieder kunstvoll und aufwendig. Häufig sind ihnen kleine Statements beigefügt: »Luxus für alle« steht dann da an der Fassade der Deutschen Bank. Oder auch »Wir kotzen vor Luxus«. Unser Gastautor Andreas Kehrer vom Online-Portal Local Times Erfurt sprach mit Luxus über Graffiti in Erfurt*

**Wann und warum hast du angefangen, Graffiti zu malen?** Das war einige Zeit nach der Räumung des Besetzten Hauses. Damit hatte ich mich damals politisiert. Ich war frustriert und habe nach Wegen gesucht, das auszudrücken. Irgendwann, so 2011 schätze ich, habe ich festgestellt, dass die Dose da ein ganz gutes Medium ist, mit dem man auch viele Leute erreichen kann. Mit Freunden haben wir damals eine Crew gegründet und ich habe angefangen, den Namen zu malen.

**»Luxus-Problem« oder »Wir kotzen vor Luxus« heißt es in deinen Graffiti. Das sind also immer politische Statements?** Ja durchaus. Ich empfinde überhaupt die Verfolgung von Graffiti als riesiges Luxus-Problem. In dieser Wohlstandsgesellschaft haben die meisten Menschen gar keine richtigen Probleme mehr und steigern sich dann in solche Sachen wie Graffiti rein.

**Graffiti wird in unserer Gesellschaft in erster Linie als Sachbeschädigung verstanden. Der künstlerische Aspekt fällt häufig unter den Tisch. Was ist es denn für dich?** Am Anfang war es, ehrlich gesagt, genau das. Es ging darum, etwas kaputt zu machen. Ich habe auch nie groß geübt, um dann etwas Schönes zu malen. Aber inzwischen ist daraus für mich so etwas wie Kunst geworden. Mit meinen eigenwilligen, doch stets steigenden Skills, kam dann irgendwann auch eine Ästhetik dazu. Aber in erster Linie bleibt es für mich ein politischer Akt der Zerstörung.

**Seit 2011 ist nun schon einig Zeit ins Land gegangen, warum machst du weiter?** Die Probleme, die mich damals dazu beflügelte haben, damit anzufangen, sind immer noch da und Graffiti ist ein guter Weg, damit umzugehen, ohne dass ich jemanden





weh tue. Aber ich gebe auch zu: der Kick, den man dabei empfindet, macht süchtig.

**Sprechen wir mal über Erfurt. Im Vergleich zu anderen Städten wirkt Erfurt verhältnismäßig sauber, oder?** Ja, das stimmt. Es ist viel zu sauber und hat schon fast die Optik von einem Krankenhaus. Man kann nach Erfurt fahren, um hier einzukaufen, aber man kann hier nicht leben. Ich habe, ehrlich gesagt, noch nie den Reiz verstanden, eine weiße Wand anzuschauen. Dem möchte ich entgegenwirken und das ist auch in der Szene nicht immer sonderlich beliebt. Denn ich hatte nie den Anspruch, saubere Graffiti zu malen, es ging immer darum, Schmutz dahin zu bringen, wo er nicht willkommen ist.

**Wie hast du denn die Szene in Erfurt erlebt?** Es ist eine alt gewordene Szene. Viele von den Oldschool-Leuten machen nur noch wenig oder haben ganz aufgehört. Viele leben auch einfach nur noch den Lifestyle eines Graffiti-Sprühers, ohne aber allzu viel zu machen.

**Du hast damals in einer Crew angefangen zu sprühen. Macht das einen besonderen Kick aus, gemeinsam loszuziehen?** Allein ist es immer schwierig. Das hat viel mit Selbstüberwindung zu tun, weil man nervös und vorsichtig ist. Aber dieses Gemeinschaftsding ist schon etwas Besonderes. Wenn man unter diesem gelben Laternenlicht durch die Straßen läuft und sich vorkommt, wie in einem Graffiti-Film. Man schaut nach links und da malt gerade jemand, man guckt nach rechts und auch da ist jemand am malen, und hinter dir, weißt du ganz genau, dass da gerade jemand scoutet und guckt, ob Leute kommen. Ich hab viel mit Peng, Crave und Zone gemacht. Das sind Leute, denen ich blindlings vertraue. Und das macht es auch besonders.

**Erklär doch mal, was das für ein Gefühl ist, eine Wand zu bemalen.** Ich finde, bevor man das erste Tag oder das erste Bild angefangen hat, ist da immer eine wahnsinnige Anspannung. Und wenn man's dann macht, ist das Zischen der Dose immer viel zu laut und man weiß nicht, hat da gerade ein Fenster geknallt, ist da doch einer gewesen? Und gleichzeitig könnte man sich total darin verlieren. Wenn man dann erstmal sieht, wie sich so ein Bild unter den eigenen Händen entwickelt, das hat schon einen gewissen Sog. Das kann man nur schwer nachempfinden, wenn man es nicht mal selbst gemacht hat.

**Hast du Erfahrungen mit der Polizei in Erfurt gemacht?** Also die Polizeipräsenz ist in Erfurt unverhältnismäßig. Es ist Wahnsinn, wie viel Polizisten unterwegs sind. Man sieht sie eigentlich jede Nacht, aber man entwickelt dann natürlich Strategien, um ihnen aus dem Weg zu gehen.

**Also haben sie dich noch nicht dran bekommen?** Dran bekommen nicht, aber ich war natürlich schon auf der Wache. Guter Bulle, böser Bulle, habe ich alles schon gehabt. Ich hab's auch gehabt, dass die mich beleidigt haben, weil ich nicht reden wollte. Ich hatte es auch schon, dass eine junge, attraktive Polizistin vorgeschickt wurde und dann gefragt hat: »Ach, was macht ihr denn hier?« und »Ihr Armen!« und so. Also das ganze Programm. Die haben wirklich alles versucht. Das Wichtigste ist: den Mund halten.

**Was hältst du von Marion Walsmann und der CDU, die die Theorie vertreten, dass Graffiti Angsträume schaffen würde?** Wir haben da sehr drüber gelacht. Graffiti tut niemanden etwas. Und auch die Theorie, dass durch Graffiti Kriminalität oder Problemzonen entstehen würden, ist falsch. Es ist eher umgekehrt. Wenn ich irgendwo Graffiti male, werden die Menschen ringsherum nicht unzufriedener und gewalttätig. Nein, Menschen, die in Problemzonen leben, benutzen Graffiti als Ventil.

**Graffiti ist also der Ausweg aus den Angsträumen?** Ja, genau.

*localtimes-erfurt.de*

# Die Drohne über unserem Fenster

*Horcht was dröhnt von draußen rein, wird's wohl eine Drohne sein? Über unseren Köpfen geht es nur halb so entspannt zu, wie mancher bisher gedacht haben mag*

Dieses Jahr im Februar höre ich sie zum ersten Mal. Laut brummend zieht sich ein Gewitter über meinem Fenster zusammen. Verändert seine Lage und wird hier lauter, um da leiser zu werden. Für ein Flugzeug zu nah und für die alles Leben auf der Erde auslöschende Apokalypse zu fern. Wenn ich die Vorhänge vor meinem Fenster zurückschiebe, müsste ich die Quelle allen Übels ausmachen können. Das Brummen wird lauter, so laut, das mein Zimmer samt Inhalt auch was davon hat. Schon dreist, ein Flugobjekt so dicht übers Haus fliegen zu lassen, denke ich mir. Das Flugobjekt, das ich jetzt zu Gesicht bekomme, sehe ich so nah zum ersten Mal. Weiß, knapp über einen halben Meter groß und mit vier Armen ausgestattet, die es in der Luft halten. Mit eigens installiertem Leuchtmittel bahnt sich das Ding seinen Weg durch die Nacht.

Ich kann verstehen, dass so mancher Hobbypilot Spaß beim Drohnenfliegen hat. Doch Flugobjekte dieser Art sind dem Ruhesuchenden ein Graus. Prinzipiell hab ich nichts gegen Lärm, melodischen, rhythmischen Lärm, der kanalisiert beim Hörer ankommt. Doch dieses Vibrationen auslösende Tosen, das undefiniert von einer privat gesteuerten Drohne ausgeht, hat nichts damit zu tun. Nur eines lässt mich an der Privatheit dieser Drohne zweifeln. Die Tatsache, dass sie seit dieser Nacht im Februar regelmäßig vor meinem Fenster auf und ab fliegt. Zum Teil in gefühlt stets der gleichen Fluglinie, zum Anger oder von dort kommend weiter in Richtung Bürgerhaus. Sauber zieht die Überwachungsmaschine ihre Bahnen. Vielleicht zu sauber? Ein Bekannter von mir hat neulich eine geschenkt bekommen. Entweder stellt er sich bei der Bedienung seines Schatzes enorm blöd an oder wir haben es bei dem Steuermann meines Unruhestifters mit einer sehr geschickten Person zu tun.

In meiner Phantasie trägt der Verdächtige eine blaue Uniform und versteckt sich gern hinter den Parolen des deutschen Rechts. Und ich frage mich, was mir lieber wäre. Ein Polizeibeamter, der hinterm Schreibtisch sitzt und Donut mampfend die Ergebnisse vom letzten Rundflug ausgewertet oder ein perverser, alter Sack, der sich zu Nacktaufnahmen diverser Damen einen von der Palme wedelt. Die Wahrheit lässt sich ganz einfach herausfinden, nehme ich an. Ein paar Telefonate mit den ortsansässigen Behörden werden schon Licht ins Dunkel bringen. Schließlich müssen die doch wissen, was in ihrer Hood abgeht. Pustekuchen!

Zunächst versuche ich es telefonisch beim Bürgeramt. Doch die Beamten wissen nicht, was sie mit meiner Frage nach der Drohne anfangen sollen und halten Rücksprache mit dem Stadtordnungsdienst. Auch der weiß nicht so recht und leitet mich

einstimmig mit dem Bürgerservice an die Polizei weiter. Was Drohnen über den Erfurter Luftraum angeht, könnten die über mehr Kenntnisse verfügen, sagen sie mir. Gesagt, getan. Was spricht schon gegen ein Pläuschchen mit den Herren von Recht und Ordnung?

Meine telefonische Suche nach Antworten führt mich zu Polizeiinspektion A. Von Drohnen wisse man hier nichts, doch sie geben mir den Rat, die Frage an die Landespolizei zu richten. Die Landespolizei fühlt sich nicht zuständig und weist mich an, es direkt bei der 110 zu probieren. Die 110 rufe ich nicht an. Polizeiinspektion B ist vielleicht aussagefreudiger. Ein Herr nimmt ab und auf mein Bitten hin, einer besorgten Bürgerin das Geschehen über ihrem Fenster zu erklären, bekomme ich eine Antwort. Er weiß, dass regelmäßig Drohnen über Erfurt fliegen, doch die Polizei hat so was nicht. Ich soll Herrn B. von Polizeiinspektion C befragen, der ist für solche Anliegen zuständig. Doch Polizeiinspektion C weiß nichts von diesem ominösen Mann. Ich kenne keinen Herrn B., bellt ein Angestellter in den Hörer. Puh, was hat der denn gefrühstückt? Glücklicherweise hat Erfurt nur wenige Polizeiinspektionen, bei denen ich noch nicht durchgefunkt habe. Ein paar Versuche hab ich noch. Die Station D weist mich darauf hin, dass ein Herr B. sehr wohl existiert, nur befindet sich sein Büro in Polizeiinspektion A. Mit echten Füchsen habe ich es nicht zu tun. Oder gehört meine Fernsprech-Odyssee zu einem ausgeklügelten Plan, der sich Verschleppungstaktik nennt? Nach meiner erneuten Nachfrage bei Inspektion A bekomme ich eine Antwort, die mir Zeit erspart hätte, hätte ich sie gleich bekommen. Herr B. ist heute nicht im Haus. Vielleicht ist es eine kluge Idee, diesen unbekanntenen Mann mal persönlich aufzusuchen.

Am nächsten Tag finde ich mich im Vorsprechzimmer der Polizeiinspektion A wieder. Herr B. ist leider nicht im Haus. Stattdessen steht mir eine blonde Dame Rede und Antwort. Auf mein Fragen hin bezieht sie einen weiteren Beamten mit ein. Erst verwundert ob meines Anliegens, werden die beiden gesprächig und fragen, ob ich von einer an der Drohne befestigten Kamera wisse. Nein, von einer Kamera weiß ich nichts. Der Beamte fängt an, von Sportgeräten zu reden, die für jeden frei erhältlich sind. Soweit, so legal. Wenn ich natürlich zweifelsfrei feststellen könnte, dass an der Drohne eine Kamera dranhängt, die mich in meinem persönlichen Recht einschränkt, dann müsste ich die Person ausfindig machen, die die Drohne fliegt. Doch wie stellt der kluge Mann sich das vor? Um das zu tun, müsste ich eine Drohne auf die Drohne ansetzen, und ich bräuchte jemanden, der sie steuern kann. Dies ist





keine mögliche Lösung meines Problems, da unrealistisch und ein teurer Spaß. Dass eine Kamera an dem Spielzeug meines Voyeurs befestigt sein könnte, halte ich für eine logische Schlussfolgerung meiner Beobachtungen. Wie sollte er sie blind über den Anger und Häuserdächer hinaus steuern? Die Beweise, die eine Polizeiwache bei so einem Thema sehen will, könnte ich dennoch nicht liefern. Der Beamte führt also weiter das Wort. Der Flugraum über dem Anger ist nicht geschützt, insofern könne jeder, wie er lustig sei, seinen Hobbys frönen. (Fühlt euch alle eingeladen.) Da wirft die nette Vorzimmerdame ein, dass auch über ihrem Haus die Drohnen wie die Geier gekreist hätten. Ihr Mann habe ihr gesagt, dass das jetzt normal sei. Na prima. Der Beamte schlägt mir auf die Worte seiner Kollegin hin vor, die Drohne einfach weg zu klatschen. So lobe ich mir die deutsche Polizei. Um rigorose Lösungsmöglichkeiten nicht verlegen. Ich frage ihn, ob

die Ordnungshüter in Erfurt Drohnen einsetzen, und er verneint mit einem »Um Gottes Willen«. Er lacht und sagt, dass sie soweit noch nicht sind, was die Amerikaner machen, sei eine andere Geschichte, aber sie selbst machen's noch nicht. Noch nicht? Ich bedanke mich für das Gespräch und mache mich los.

Voller Hoffnung auf Antworten habe ich mich auf die Suche nach dem Steuermann der Drohne über meinem Fenster gemacht. Antworten habe ich bekommen, den Piloten vermisse ich immer noch. Ich weiß, dass es in der Gegenwart eher privat gesteuerte Drohnen sind, die kleine Tête-à-Têtes und andere Abenteuer mit ihrer Anwesenheit belästigen können. In Zukunft wird sich hier noch die ein oder andere Polizeidrohne dazu gesellen. Alles für Recht und Ordnung natürlich. Bis diese beiden Instanzen greifen, kann sich mein kleiner Voyeur weiter amüsieren. /// **Maria Hutmacher**

## Keine Experimente! Förderabo jetzt abschließen.

**Ja**, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.\* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch.

Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

\* Bankverbindung: Kulturrausch e.V.  
IBAN: DE 83 820 700 24 0165 430 000  
BIC: DEUTDEBERF

Bitte  
freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag  
Krämerbrücke 25  
99084 Erfurt

# Fünf Fragen an:

## Herr Rodes

Sehr geehrter Herr Rodes, durch die Menschheitsgeschichte hindurch wird Alleinherrschern nachgesagt, sie seien machtbesessen und skrupellos. Ist das Ihrer Meinung nach üble Nachrede? Wer maßt sich an, so abscheulich über ein Staatsoberhaupt zu sprechen? Zeigen Sie mir den, der es wagt, diese Schmähungen von sich zu geben! Sollten meine Soldaten jemals eine solche Person zu fassen kriegen, seien Sie sich gewiss, bei so etwas kenne ich keine Gnade.

Können Sie mir sagen, inwiefern Sie sich von anderen Regenten unterscheiden? Sie gefallen mir, Fragesteller! Ihnen kann ich offen und ehrlich sagen, dass ich mich deshalb von anderen Monarchen oder Tyrannen unterscheide, weil ich mir aus Vetternwirtschaft überhaupt nichts mache. Sehen Sie, Familiäres liegt nah am Herzen. Emotionen machen schwach. Ich dagegen fühle mich ausgeglichen und stark, weil mich Familienbande nicht im Geringsten interessieren: Verwandte, die mir im Weg stehen, lasse ich, ohne mit der Wimper zu zucken, ertränken. Ehefrauen, die ich nicht mehr will, verschwinden einfach. Eigene Kinder, die mich nerven, zerre ich vors Gericht oder ich lasse sie enterben. Gegenüber fremden Kindern empfinde ich große Abneigung.

Große historische Persönlichkeiten haben immer zwei Gesichter. In welchen Bereichen sind Sie den Menschen gegenüber wohlgesonnen, offenherzig, milde? In Herrscherkreisen, die sich aus fähigen Fürsten zusammensetzen, gilt die eiserne Regel: Bist du freundlich zu deinem Volk, dann ist das Volk auch freundlich zu dir. Ich setze mich für Sport, Kultur und Religion ein. Denn wenn jeder Bürger beschäftigt ist, sei es durch Arbeit, Bewegung, Schule, Theater oder Kirche, kommt er auch nicht auf dumme Gedanken. Alle Menschen halte ich von Grund auf für gut – wenn sie mich in Ruhe regieren lassen.

Sie haben behauptet, Schwäche nicht zu kennen. Angenommen, Sie hätten ein Laster, was genau wäre das? Nun lehnen Sie sich aber ganz schön weit aus dem Fenster, Fremder. Einem Mann von Rang und Namen solche persönlichen Fragen zu stellen! Andere wären an Ihrer



Stelle längst schon vor den Toren meines geliebten Palastes. Oder darin eingemauert. Aber Spaß beiseite, Fragesteller: Nein, ein Laster habe ich nicht. Einzig und allein das Bedürfnis, mir mein Leben so behaglich wie nur irgendwie möglich zu machen.

Eine letzte Frage, ehe Sie mich wieder in Ketten legen lassen: Ein weiser Mann sagte einmal, dass man bestimmte Männer und Propheten später an ihren ›Früchten‹ erkennen wird. Wie soll Sie die Nachwelt in Erinnerung behalten? Die Welt soll sich an mich als einen wunderbaren König und kulturellen Gönner erinnern. Ich will in die Geschichte eingehen als ein Mann, dem Tausende gehuldigt haben, dem Hunderttausende nach seinem Ableben nachgetrauert haben: Freudentränenströme für den Fürsten aller Fürsten.

Danke für Ihre kostbare Zeit, sehr geehrter Herr Rodes, Gnädigster aller Gnädigen. Größtes Licht in finsterner Dunkelheit. /// Interview: U. Jesses

# FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE



## Kalte-Muschi-Loge

Propheten und der wahre Charakter von Menschen, da war sich der Evangelist Matthäus sicher, lassen sich am besten an ihren Früchten erkennen. In Thüringen, insbesondere beim Weimarer Salve TV, sieht man das aktuell etwas anders. Judith Noll, Geschäftsführerin des Lokalsenders, braucht dafür lediglich ein Ei, um zu wissen, wie es beispielsweise um die Qualität der Arbeit und den Charakter des Thüringer Ministerpräsidenten Bodo Ramelow steht. Ein Ei, doppelt so groß wie handelsübliche Eier, mit zwei Eidottern: die Doppelpower! Wer denkt da nicht sofort an den ersten linken Ministerpräsidenten Bodo Ramelow? Dabei fällt die Bilanz nach über hundert Tagen Amtszeit ziemlich ernüchternd aus. Der Mauerbau um den Freistaat hat immer noch nicht begonnen. Bananen und sonstige Südfrüchte sind nach wie vor erhältlich. Aldi und Co. sind immer noch nicht in HO-Betriebe umgewandelt und der Verfassungsschutz noch nicht abgewickelt worden. Entsprechend lässt auch der Aufbau des Ministeriums für Staatssicherheit weiterhin auf sich warten. Eine eigene Thüringer Oberliga ist ebenfalls noch nicht eingeführt. Da darf man schon mal kritisch nachfragen, was genau Frau Noll mit der Doppelpower meinte. Zugegeben, erinnerte ihr Eiergleichnis auch eher an Lothar – I hope, we have a little bit lucky – Matthäus, als an den großen Evangelisten.

Aber immerhin, wenn schon nicht mit der Mauer, hat man jetzt endlich mit dem Bau der Erfurter Tempelanlage am Fuße des Steigerwalds angefangen. »Thüringen braucht moderne Infrastrukturen, wie die Erfurter Multifunktionsarena, um touristisch, sportlich und kulturell attraktiv zu bleiben«, betont auch unser Thüringer Wirtschaftsminister Wolfgang Tiefensee (SPD). Inwieweit die neue Arena aufgrund der politischen Mehrheitsverhältnisse in Thüringen wieder unter dem alten Namen Georgij-Dimitroff-Stadion firmieren wird, ist weiterhin unklar. Allerdings ist bis heute ebenso unklar, welche Verdienste der bulgarische Kommunist und Begründer der Dimitroff-These um den Erfurter Fußball hatte. Wie auch immer, jetzt geht es erstmal um einen fehler- und komplikationsfreien Bau, ohne ähnliche Baufehler wie in Brighton, Südengland. Hier waren die Sitzplatzmonteure ganz besonders kreativ. Beim Stadionumbau veränderten sie die Anordnung der Stadionsitze des Brighton & Hove Albion FC – auch bekannt als »The Seagulls« – so, dass das ergebende Motiv einer Möwe den Anschein machte, als würde das Tier ins Stadion kacken. Da heißt es, Augen auf bei

der Monteurswahl und einen großen Bogen um Karl-Heinz Jena bei der Auftragsvergabe machen. Selbstverständlich bekommt das neue rot-weiße Heiligtum auch einen VIP-Bereich, wer auch immer in Thüringen damit gemeint sein mag. Wichtig ist nur, dass nicht am Ende genau hierfür das Geld ausgeht. Noch befindet sich der wohl kleinste, kälteste und unkomfortabelste VIP-Bereich Deutschlands im Niederrhein-Stadion von Rot-Weiß Oberhausen. Drei Campingstühle, ein Sonnen- bzw. Regenschirm, sowie Blumenkästen sorgen für das passende Ambiente der »Kalten-Muschi-Loge«, ein namentlicher Volltreffer. Den Zuschlag für den Bau in Erfurt haben übrigens die Bietergemeinschaft HPP Architekten und die Osnabrücker Firma Köster-Bau bekommen. Letztere baute auch schon die Bundesliga-Tempel in Wolfsburg, Leverkusen und Dortmund. Das sollte dem RWE Hoffnung machen.

Ebenfalls hoffnungsfroh stimmt, dass der Kaiser Franz Beckenbauer, wie zuletzt in Katar, auch auf der Erfurter Baustelle noch keinen einzigen Sklaven gesehen hat. Auch hier laufen die Bauarbeiter alle frei rum. Keiner ist in Ketten gefesselt oder hat irgendwelche Büßerkappen auf dem Kopf. Dass Katar angeblich immer noch traditionell mit Sklaven arbeitet, ist selbstverständlich nur ein Produkt zweifelhafter Medienberichterstattung, was unter anderem auch eine Gruppe spazierfreudiger Vollpfosten meist montags bestätigt. Reaktionäre Spazierspießer, die sich von rechtem Gestank angezogen fühlen wie die Hyäne von Kadavern. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. So werden sich Lucke und Co. an ihren Früchten, ihren Wählern messen lassen müssen. Und die BILD an ihren Lesern. Aber ich schweife ab.

Eigentlich sollte es um den Neu-Evangelisten Lothar – ich hab gleich gemerkt, das ist ein Druckschmerz, wenn man drauf drückt – Matthäus gehen, um den RWE und um die Religion zwischen Abseits und Jenseits. Ausgeübt auf heiligem Rasen, dort, wo der Glaube an die eigene Mannschaft aktuell mal wieder auf eine schwere Probe gestellt wird. So gilt in der aktuellen Situation Lothars gesprochenes Wort: Ein Lothar Matthäus lässt sich nicht von seinem Körper besiegen, ein Lothar Matthäus entscheidet selbst über sein Schicksal. Das hat Eier, das hat Doppelpower. Also: Auf geht's Erfurt, kämpfen und siegen!

/// Stefan Werner



## Termine

25. März, 20 Uhr, Rudolstadt, Schillerhaus: »Arbeitsfreundschaften« – Lesung und Gespräch mit Moritz Gause und Romina Nikolic

10. April, 19:30 Uhr, Jena, Villa Rosenthal: »Durchzug eines Regenbandes« – Lesung mit Ulrich Zieger

11. April, 19 Uhr, Erfurt, Haus am Breitstrom (Ratsgymnasium): Highslammer IX – Poetry Slam, u.a. mit Ken Yamamoto, Micha Ebeling und den Beat Poeten

12. April, 11 Uhr, Eisenach, Landestheater (Foyer): »Frühstückchen« – Literarischer Frühschoppen mit Mitgliedern des Schauspielensembles unter dem Motto »Tom Sawyer und Huckleberry Finn«

15. April, 20 Uhr, Erfurt, Studentenzentrum Engelsburg (Café DUCKDICH): LEA – offene Lesebühne für junge Autoren

18. April, 15 Uhr, Jena, Romantikerhaus: »Selbstbestimmte Räume? Wo gibt es sie noch?« – Ludwig Tiecks Gedicht »Waldeinsamkeit« und die späte, gleichnamige Novelle von 1841

22. April, 19 Uhr, Meiningen, Buchhandlung Lohmann: »V« – Lyrik-Lesung mit Daniela Danz

24. April, 17 Uhr, Rudolstadt, Schillerhaus: »Friedrich Ludwig von Beulwitz oder das Rätsel einer Biografie« – Horst Fleischer über Schillers Schwager

28. April, 20 Uhr, Erfurt, Studentenzentrum Engelsburg: »Drive-By Shots« – Lesung mit NAGEL

05. Mai, 20:15 Uhr, Erfurt, Franz Mehlhose: »Wurfschatten« – Lesung mit Simone Lappert

05. Mai, 19:30 Uhr, Jena, Volkshaus/Foyer der Ernst-Abbe-Bücherei: 20. MDR-Literaturpreis – Lesereise mit den Finalisten

11. bis 14. Juni, Burg Ranis: 18. Thüringer Literatur- und Autorentage

## Mit Kafka nach Weimar ins Freibad

Wer wollte nicht schon einmal mit Wolfgang Hilbig durch Meuselwitz spazieren und die Orte kennenlernen, an denen er gewirkt hat und die in seine Romane und Erzählungen eingeflossen sind? Oder Franz Kafka und Max Brod ins Weimarer Freibad begleiten? Im Dezember letzten Jahres ging mit dem Internetportal »Literaturland Thüringen« ein sehr ambitioniertes Projekt ans Netz, mit dem dies nun möglich ist. Und nicht nur das.

Ziel des Portals ist es, Thüringen mit all seiner literarischen Geschichte bis in die Gegenwart hinein abzubilden und erlebbar zu machen. Hierfür bietet die Website vier Einstiegsmöglichkeiten: über Orte, die einen literarischen Bezug haben; über Personen, die hier schriftstellerisch gewirkt oder anderweitig das literarische Leben beeinflusst haben; über Themen, wie etwa die angesprochenen literarischen Spaziergänge; und schließlich über aktuelle Veranstaltungen. Es gibt Artikel, Zitate und Fotos, die diese Entdeckungstour illustrieren. Man erfährt etwa, dass Arthur Schopenhauer 1807 das Gymnasium in Gotha besuchte oder Pier Paolo Pasolini 1941 an der »Reichskulturtagung der Hitler-Jugend« in Weimar teilnahm. Überhaupt Weimar. Die Klassikerstadt nimmt selbstredend den ersten Platz der literarisch bedeutsamen Orte in Thüringen ein. Allein 153 Personenbezüge sind bisher aufgelistet. Im Vergleich dazu kommt Erfurt auf 22, Jena auf immerhin 37.

»Wir sind noch ganz am Anfang«, erläutert Jens Kisten vom Thüringer Literaturrat, der das Portal redaktionell betreut, »500 Orte und 200 Personen sind erst einmal angelegt. Nun gilt es, diese sukzessive mit Inhalten zu füllen und gegebenenfalls zu erweitern«. Eine wahre Herausforderung. Derzeit kümmert sich zwar ein fester Autorenpool um die Recherche und das Schreiben der Artikel, aber insbesondere bei den kleineren Thüringer Orten sind die Macher auf die Mitarbeit von lokalen Experten angewiesen. »Wir freuen uns natürlich über Beiträge von Menschen, die sich mit den literarischen Persönlichkeiten und Bezügen in ihrem Ort auskennen oder diese sogar schon niedergeschrieben haben«, so Kisten. Auch plane man in diesem Jahr eine Zusammenarbeit mit Thüringer Schulen, die sich in Projektwochen mit der lokalen Literaturgeschichte auseinandersetzen können.

Daneben wird derzeit an der Optimierung der Verlinkungen zwischen den Orten und Personen gearbeitet. Und an der Attraktivität der Startseite. »Der Einstieg soll hier für die Nutzer noch leichter und interessanter gestaltet werden«, so Jens Kisten, »schließlich gibt es zwischen Wasungen und Greiz eine ganze Menge zu entdecken.«

[literaturland-thueringen.de](http://literaturland-thueringen.de)

# Wir sind hier weg von allem

*Seit einem Jahr macht das »Kulturkollektiv Goetheschule« im berühmten Glasbläserstädtchen Lauscha im südlichen Thüringer Wald von sich reden. Mit dem Ausbau der ehemaligen Schule soll ein alternatives Kulturzentrum für die Region entstehen. Und das ist bitter nötig, um die letzten jungen Menschen hier zu halten. Wir sprachen mit Gabi und Toni Köhler-Terz vom Kulturkollektiv über Kunstaugen aus Glas, Häuser mit nur einem Fenster und den großen Schmelztiegel*



Foto: hEFT



»Wir befinden uns derzeit in der Winterstarre«, sagt Gabi Köhler-Terz, als sie uns durch die breiten Flure der ehemaligen Goetheschule führt. Der gut erhaltene Backsteinbau aus dem späten 19. Jahrhundert lässt uns bei jedem Schritt seine Vergangenheit spüren. In einem ehemaligen Klassenraum setzen wir uns und schlürfen heißen Kaffee. Die Jacken lassen wir vorsorglich an, und schon bald haben wir eine Ahnung davon, was mit der Winterstarre gemeint ist. Unter uns trotz eine Band der Kälte und spielt wilden Punkrock. Toni Köhler-Terz bringt einen kleinen Heizlüfter, setzt große Styroporplatten vor die Fenster und nimmt Platz. Der robuste Lauschaer ist freiberuflicher Künstler und nebenbei Vorsitzender des Vereins Kulturkollektiv Goetheschule und Initiator des Projektes. »Die Kälte ist derzeit unser größtes Problem«, sagt er, »wir haben hier nur Einfachverglasung in den riesigen Fenstern. Wenn wir die alte überdimensionierte Heizungsanlage anwerfen würden, wären wir in kurzer Zeit pleite.« Und der Winter hier unterhalb des Gebirgskamms ist lang.

**Lauscha ist bekannt als Glasbläserstadt. Die Glasprodukte wurden in die ganze Welt exportiert. Andererseits lag der Ort früher sehr abgeschieden, woraus sich unter anderem der ganz spezielle Dialekt entwickelte. Inwieweit wirkt sich das bis heute auf das Leben hier aus?**

**Toni Köhler-Terz:** Der Lauschaer ist ein spezieller Menschenschlag mit einem sehr trockenen Humor. Und wir sind sehr weltoffen. Das merken die Leute nur nicht. Wenn man bei uns in die Kneipe geht, sitzt man als Fremder nie allein am Tisch. Nicht umsonst hat man hier im ehemaligen Kreis Neuhaus von der »autonomen Gebirgsrepublik« gesprochen. Das bedeutet, wir sind auch sehr stur und setzen unsere Vorstellungen durch. Wir sind durch die berühmte Glaskunst und die wunderbare Natur schon privilegiert – und seit die Glashütten geschlossen sind, haben wir auch gute Luft hier (*lacht*). In Lauscha gibt es aber auch eine große Wintersporttradition, vor allem im Skispringen und im Langlauf. Durch die Glaskunst haben wir hier aber auch große kulturelle Traditionen. So gibt

es viele Vereine und Chöre, sogar einen Stadtkapellmeister. Und das in einem Ort mit 3.500 Einwohnern. Die Weltoffenheit kam natürlich dadurch, dass Lauscha mit der ganzen Welt gehandelt hat. So wurde der gläserne Christbaumschmuck hier erfunden. Und das erste Kunstauge aus Glas, das kam auch aus Lauscha.

**Gabi Köhler-Terz:** Man kann Lauscha aber auch nicht nur auf Glas reduzieren. Es gibt hier so viele kreative Talente, was sicherlich auch in der Geschichte des Ortes begründet ist. Als wir hier mit dem Kulturkollektiv angefangen haben, standen so viele junge Leute vor unserer Tür, das war toll. So ein Ort, wo sie ihre Ideen umsetzen können, sich einbringen können und nicht gegängelt werden, hat eben vorher gefehlt.

**Wie schätzt ihr das kulturelle Klima in der Stadt ein? Wird Kunst und Kultur jenseits der Glasmacherei von der Stadt gefördert?**

**Toni:** Die Stadt hat kein Geld und versucht, sich selbst über die Glastradition zu vermarkten. Finanzielle Unterstützung für Vereine gibt es nicht. Im Gegenteil: Die Stadt zieht aus unserem Verein Geld heraus, indem wir einen großen Teil der Nebenkosten für die Goetheschule übernehmen, die die Stadt sowieso aufbringen müsste. Das heißt, die Stadt spart mit uns Geld.

**Wie kam es zu der Idee, die Schule zu nutzen?**

**Toni:** Ich habe ein Atelier für mich gesucht und daraufhin beim Bürgermeister vorgeschlagen. Der sagte: Wenn du noch zwei Leute findest, kannst du in die untere Etage der Goetheschule gehen. Die Stadt hat vorher vergebens versucht, das Gebäude zu verkaufen. Es gab mehrere Nutzungsideen, angefangen von einer Privatschule bis hin zu einem Altenheim. Aber das Haus ist unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten nicht nutzbar und steht noch dazu unter Denkmalschutz. Die notwendigen Investitionen wären viel zu hoch gewesen. Also haben wir Anfang 2014 die erste Etage angemietet. Der Zustand des Hauses war nicht besonders gut. Wir sind dann hier rein und haben die Räume durchrenoviert. Und dann kamen schon die ersten jungen Bands, die einen Proberaum gesucht haben. Im April war dann die Eröffnungsparty mit Ausstellungen, Theater und lokalen Bands. Die untere Etage war voll mit Besuchern aller Altersgruppen – auch viele, die hier zur Schule gegangen sind. Und alle waren froh, dass das Gebäude endlich wieder genutzt wurde.

**Welche Idee steckt hinter eurem Projekt?**

**Toni:** Es soll ein kulturelles Zentrum für alle Interessierte hier in der Region entstehen, ein big melting pot, ein Schmelztigel, wo man seine Ideen und Projekte gemeinsam umsetzen, sich ausprobieren und Unterstützung erhalten kann – egal, ob das in den Bereichen Musik, Theater oder bildende Kunst ist. Das gibt es in dieser Form hier





in der Gegend nicht. Inzwischen hat der Verein auch die zweite der drei Etagen angemietet. Derzeit proben hier vier Bands, es gibt ein Fotoatelier und mehrere Werkstätten von Malern, Grafikern, Air-Brush-Künstlern, Glasmalern und Glasbläsern.

**Der Name »Kulturkollektiv« lässt vermuten, dass auch ein gesellschaftspolitisches Konzept dahinter steht, oder?**

**Toni:** Das ist richtig. »Kollektiv« heißt für uns, gemeinsam und solidarisch etwas entwickeln. Wir arbeiten hier nach Regeln. Regel eins – und so steht es auch in den Nutzungsverträgen – heißt: Hier wird regelmäßig sauber gemacht. Eine andere Regel besagt, dass wir gemeinsam am Ausbau des Hauses arbeiten, derzeit zum Beispiel am Ausbau der Galerie und des Veranstaltungsraumes. Wir wollen ja nicht nur Bands fördern, sondern die Kultur in ihrer ganzen Breite. Und das gemeinsam zu entwickeln, bringt ja mehr, als wenn jeder für sich nebeneinander arbeitet und sich auf dem Flur gerade mal Guten Tag sagt. Die Leute kommen zu mir ins Atelier und wir sprechen über meine Bilder, und genauso setze ich mich mal in den Proberaum und höre mir die Musik an. Das befruchtet sich gegenseitig. Hier wächst was zusammen und der eine kann dem anderen was geben. Wir haben zum Beispiel letztes Jahr einen Poetry Slam gemacht, und in diesem Jahr werden auch Leute von uns daran teilnehmen und ihre Texte auf die Bühne bringen.

**Wie läuft die Planung der Aktivitäten?**

**Toni:** Es gibt halbjährliche Nutzerversammlungen und einen Jahresplan, den der Verein erarbeitet und den Nutzern als Diskussionsgrundlage vorlegt. Aber nicht alle Nutzer sind auch Vereinsmitglieder. Wir haben nicht vor, hier einfach nur Dienstleister zu sein. Wer mit reinkommt, muss auch mit anpacken.

**Was sind eure nächsten Ziele?**

**Toni:** Die Heizbarkeit der Räumlichkeiten steht an erster Stelle. Das kostet allein schon 15–20.000 Euro. Um das zu finanzieren, starten wir gerade eine Crowdfunding-Aktion. Wichtig ist auch der Ausbau der Kooperationen mit den umliegenden Gemeinden, zum Beispiel mit dem Schwarzwurzel e.V. in Steinach. Wir wollen die Leute hierher holen und einmal im Monat irgendein kulturelles Ding veranstalten. Das kann die Besprechung eines Bildes mit Musik sein, aber auch eine Lesung oder ein Konzert. Kulturelle Bildung ist für uns extrem wichtig. Sonst kennen die Leute irgendwann keinen Edgar Degas oder Willy Sitte mehr.

**Wie finanziert ihr euch?**

**Toni:** Die Finanzierung ist natürlich immer schwierig. Derzeit haben wir nur Einnahmen über Spenden, Mitgliedsbeiträge und Veranstaltungen. Auch ein paar Firmen unterstützen uns mit Material. Aber für Projektförderanträge haben wir derzeit einfach keine Ressourcen. Man müsste sich da ja immer etwas Neues ausdenken, um den Zuschlag zu bekommen. Wir brauchen keine Förderung von Projekten, wir brauchen eine Förderung für dieses Projekt.

**Welche konkreten Veranstaltungen sind in diesem Jahr geplant?**

**Toni:** Demnächst planen wir ein Solidaritätskonzert für eine Familie aus dem Ort, deren Haus abgebrannt ist. Es wird wieder Sommerkino, einen Poetry Slam und das Springup-Festival geben. Es sind interkulturelle Tage, ein Sommerfest und der regelmäßige Galeriebetrieb in den Gemeinschaftsräumen geplant. Wir werden uns auch am Löwenzahntag, dem Tag des Offenen Ateliers, dem Denkmaltag und dem Kugelmarkt zu Weihnachten beteiligen. Zudem ist ein regelmäßiges Kulturcafé geplant. Und gerade proben wir auch für ein Musical, das eine von unseren Bands geschrieben hat. Da ist das komplette Kulturkollektiv eingebunden. Wir hoffen, dass uns die Schwarzwurzel da noch etwas Regiehilfe geben.

**Gabi:** Das Schöne ist auch, wenn wir dann aus der Winterstarre raus sind, setzen sich die Leute hier zusammen, kochen gemeinsam oder sehen Filme. Deswegen haben wir auch Gemeinschaftsräume. Wenn einer kommt und eine Idee hat, dann ist es natürlich immer viel einfacher, das umzusetzen. Wie das Springup-Festival, das letztes Jahr erstmals stattfand, oder die Filmnächte. Das war so toll. Denn was gibt es hier in Lauscha? Wir sind weg von allem. Das nächste Kino ist in Sonneberg, die nächsten Theater in Coburg und Meiningen. Das ist eine kulturelle Einöde, da muss man eben selbst was auf die Beine stellen. Und es kostet Kraft, das zu erarbeiten und die Leute zu begeistern. Und es braucht alles seine Zeit, aber es läuft auch entspannter als in der Großstadt.

**In Lauscha haben bei der Kommunalwahl letztes Jahr über 18 Prozent NPD gewählt. Inwieweit hat das Einfluss auf eure Arbeit?**

**Gabi:** Wir haben hier ein massives rechtes Problem. Der »Thüringer Heimatschutz« um Tino Brand war hier stark aktiv, hier war eine Keimzelle des NSU. Deshalb steht an unserer Tür auch der klare Hinweis, dass Angehörigen der rechten Szene beim Betreten ein sofortiges Hausverbot erteilt wird.

**Toni:** Bisher halten sie aber die Füße still. Aber die Gefahr ist immer da, zumal sich hier ja viele Punks treffen. Mittlerweile kommen aber auch schon die Kinder von bekannten Neonazis zu uns und machen hier Musik.

**Junge Leute zieht es immer mehr in die großen Städte. Wie stark ist Lauscha davon betroffen?**

**Toni:** Die jungen Leute können nicht mehr abwandern, wir haben schon fast keine mehr. Lauscha hatte mal 10.000 Einwohner, jetzt sind es 3.500 – und es werden weniger, weil die Mütter und Väter woanders ihre Kinder bekommen. Jedes zweite Haus in Lauscha hat nur noch ein Fenster. Das heißt, hier wohnt nur noch die Oma.

**Gabi:** Wir liegen sehr nah an der Grenze zu Bayern. 30 Kilometer weiter verdient man für die gleiche Arbeit das Doppelte. Da kann man jeden verstehen, der hier weggeht. Aber wir hoffen, dass unsere Arbeit auch dazu beitragen kann, dass junge Leute hierbleiben.

**Das Vorhandensein kultureller Infrastruktur ist ein wichtiger Faktor für die Attraktivität eines Ortes oder einer Region. Was würdet ihr euch in diesem Sinne von eurer Stadt wünschen?**

**Toni:** Vor allem den Abbau bürokratischer Hürden. Ob es um die Veranstaltungsanmeldung, die Flucht- und Rettungswegeplanung oder das Parkverbot auf dem Schulhof geht. Das kostet immer wieder so viel Kraft und Geld. Man versucht permanent, aus diesem Verein Geld rauszuziehen. Und das sollte man nicht tun, denn das Geld, das wir haben, stecken wir hier in das Haus und erhalten das Haus. Da können wir nicht permanent an die Stadt zahlen. Kunst braucht Raum und Wertschätzung, und das im doppelten Sinn: Raum, um produziert und präsentiert zu werden. Und nicht nur ideelle Wertschätzung, sondern auch materielle.

Inzwischen sind wir einigermaßen ausgekühlt, auch wenn der Heizlüfter sein Bestes gegeben hat. Draußen ist es dunkel geworden. Wir machen zum Abschluss noch einen Rundgang durch das Haus. Man merkt an jeder Stelle, welches Potential darin steckt. Angefangen von den großen Klassenräumen, über den ausgebauten Boden, wo noch das komplette naturwissenschaftliche Material aus mehreren Jahrzehnten Schulbetrieb lagert, bis hin zu der kleinen Schwimmhalle im Keller. Derweil haben sich auch viele junge Menschen in den Räumen eingefunden, um zu proben oder sich einfach nur zu treffen. Und wir bekommen Lust, nochmal im Sommer zu kommen – dann, wenn die Winterstarre vorüber ist. /// Interview: **Thomas Putz und Alexander Platz**

Foto: Stoerfix, CC BY-SA 3.0 de



# Armutproduzierende Arbeitsverhältnisse

*Im Mai 2014 gründete sich mit der Erfurter Erklärung ein Bündnis für »Gute Arbeit in der Sozialen Arbeit und der Kindheitspädagogik«. Ob sich mit der neuen Landesregierung auch die Arbeitsbedingungen von Fachkräften in diesen Arbeitsfeldern verbessern werden, muss sich erst noch zeigen*

Barbara und Susanne, ihr engagiert euch im Bündnis »Gute Arbeit in der Sozialen Arbeit und der Kindheitspädagogik«. Was ist eure Motivation?

**Barbara Lochner:** Ich bin Diplom-Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin und habe in der Praxis selbst erfahren müssen, dass es hin und wieder schwierig ist, den eigenen Anspruch an Fachlichkeit umzusetzen. Inzwischen bin ich nicht mehr in der Praxis, sondern wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Kassel. Aber auch wenn ich an einer Hochschule arbeite, frage ich mich selbstverständlich, in welche Praxis die Studierenden entlassen werden.

**Susanne Paton:** Ich bin auch Diplom-Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin, habe jahrelang in der Fachpraxis gearbeitet, auch unter prekären Bedingungen. Im Moment koordiniere ich an der Fachhochschule Erfurt Praxisphasen von Studierenden der Sozialen Arbeit und Kindheitspädagogik und bin somit nach wie vor mehr oder weniger live am Geschehen.

Barbara, wie kommt es, dass sich eine wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Kassel für die Arbeitsbedingungen von Sozialarbeiter/innen in Thüringen interessiert?

**Barbara:** Weil ich in Thüringen lebe und weil ich in Thüringen als Sozialarbeiterin gearbeitet habe, und ich nehme für mich in Anspruch, die Bedingungen hier ganz gut zu kennen.

Das Bündnis ist eines aus Privatpersonen und verschiedenen Interessengruppen. Den Startschuss markierte im Mai 2014 die sogenannte Erfurter Erklärung. Was sind denn die zentralen Kritikpunkte?

**Barbara:** Zum Teil fehlt es an basalen Ausstattungen. Sozialarbeiter/innen haben beispielsweise kein Diensthandy, obwohl sie mit ihren Adressaten in Kontakt stehen müssen, und werden somit genötigt, ihre private Telefonnummer herauszugeben. Schulsozialarbeiter/innen haben keinen Raum zur Verfügung, um Beratungen, Seminare oder Freizeitangebote durchzuführen. Nicht selten wird ganz selbstverständlich erwartet, dass man ein eigenes Auto hat und das auch für dienstliche Fahrten benutzt. Man darf das sicher nicht pauschalisieren, es ist nicht überall alles schlecht, aber die materielle Ausstattung ist in vielen Bereichen am unteren Limit. Was für die fachliche Arbeit noch prekärer ist, sind solche Fragen wie Fortbildung oder Supervision. Insbesondere in der Kindheitspädagogik ist das ein großes Problem. KITAs, in denen es Supervision gibt, die kann man in Thüringen, glaube ich, an einer Hand abzählen. Im ASD (Allgemeiner Sozialer Dienst, Anm. d. Red.) oder in der Sozialpädagogischen Familienhilfe ist das hingegen Standard. Wobei da die Frage ist, dient die Supervision nur dazu, dass man der eigenen beruflichen Überlastung Ausdruck verleihen kann, oder tatsächlich der Bearbeitung fachlicher Herausforderungen. Häufig, und das spiegeln uns auch die Supervisoren, geht es eigentlich nur um die Entlastung in Bezug auf die Belastung.

**Susanne:** Und was wir eben auch festgestellt haben: Es gibt zwar einen Berufsverband und die Absolventinnen und Studierenden sind auch in Gewerkschaften vertreten, aber wenn man sich die Soziale Arbeit direkt anschaut, sind wir eigentlich nicht gut organisiert, um für unsere Interessen einzustehen. Das ist auch eine Intention des Bündnisses, dahingehend Impulse zu geben.

**Barbara:** Genau, das ist ein wichtiger Aspekt! Uns geht es nicht nur darum, nach außen zu tragen, dass wir bessere



Foto: privat

**Barbara Lochner** (links) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Kassel, Diplom-Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin und Sprecherin im Bündnis »Gute Arbeit in der Sozialen Arbeit und der Kindheitspädagogik«. // **Susanne Paton** ist Diplom-Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin und koordiniert an der Fachhochschule Erfurt Praxisphasen von Studierenden der Sozialen Arbeit und Kindheitspädagogik.



Rahmenbedingungen brauchen. Wir wollen auch in unsere Profession hineinwirken und verdeutlichen, dass wir verständlich machen müssen, was unser Job ist, was Professionalität in der Sozialen Arbeit und der Kindheitspädagogik ausmacht. Wir müssen selbst besser benennen können, worum es uns eigentlich geht. Es geht uns nicht darum, dass wir einen Schreibtisch oder einen eigenen Raum wollen. Wir brauchen diese Dinge, weil wir bestimmte andere Dinge machen, und zwar gut machen wollen.

**Susanne:** Und es ist so, dass es keinen Branchentarifvertrag gibt in der Sozialen Arbeit und auch nicht in der Kindheitspädagogik. Also je nachdem, wo man angestellt ist, hat man entweder Glück und wird nach dem Tarif des Öffentlichen Dienstes oder in Anlehnung daran bezahlt, oder man arbeitet bei einem Träger, der einen eigenen Tarifvertrag oder auch gar keinen hat. Das Lohngefälle ist einfach riesig bei unterschiedlichen Trägern, teilweise für die gleiche Arbeit.

**Barbara:** Die Bezahlung ist generell zu niedrig, insgesamt sehr unterschiedlich und deutlich niedriger als in den westdeutschen Bundesländern. Ob ich in Suhl oder in Coburg arbeite macht einen Unterschied von 500 Euro.

#### **Woran macht ihr das fest, dass generell zu niedrig bezahlt wird?**

**Barbara:** Man kann das vergleichen mit anderen Berufsgruppen mit Hochschulabschluss, der vergleichbar lang dauert und vergleichbar intensiv ist. Schulsozialarbeiter/innen an einer Grundschule verdienen zum Beispiel weniger als Grundschullehrer/innen. Die Pädagog/innen, die als Kindheitspädagog/innen an einer Grundschule arbeiten, verdienen auch weniger als die Grundschullehrer/innen, obwohl sie mit den gleichen Kindern arbeiten und den gleichen fachlichen Anspruch haben. Der lässt sich zwar nicht so einfach in einen Lehrplan gießen, aber das ist ja vielleicht umso schwieriger, nämlich auf Kinder und ihre Bedürfnisse einzugehen.

**Susanne:** Ein weiteres Problem in dem Zusammenhang sind die vielen befristeten und Teilzeit-Arbeitsverhältnisse. Da kann der Job an sich gut bezahlt sein, wenn man nur 20 Stunden in der Woche arbeitet und nicht noch irgendwo was dazuverdienen kann, kommt man unter Umständen trotzdem in eine prekäre Situation.

**Barbara:** Das sind armutsproduzierende Arbeitsverhältnisse. In Erfurt beispielsweise können in beinahe keinem Kindergarten Pädagog/innen in Vollzeit arbeiten. Die bekommen 35- oder 32-Stundenverträge. Wenn man dann mit ohnehin nur 1.300 Euro im Monat nach Hause geht – bei einer Vollzeitstelle –, dann wird es mit einer Teilzeitstelle halt ganz schön eng.

#### **Was sind die Gründe für die schlechte Bezahlung?**

**Barbara:** Es ist ein klassischer Frauenberuf, und ein Beleg für die These, dass die schlechte Bezahlung damit zu tun hat, ist für mich die Tatsache, dass in dem Moment, wo man gesagt hat, dass man gerne mehr Männer in KITAs hätte, plötzlich

auch über die Bezahlung diskutiert wird. Und zwar in dem Sinne: Wir brauchen mehr Männer und Männer arbeiten nicht in schlecht bezahlten Arbeitsfeldern und deswegen müssen wir besser bezahlen. Diese Art der Diskussion ist für mich ein Unding! Die Arbeit ist anspruchsvoll, belastend, sie erfordert sehr viel Engagement, Empathie, Zugewandtheit, Wachsamkeit, und deswegen muss sie gut bezahlt werden. Ob das dann Männer oder Frauen machen, sollte eigentlich egal sein!

#### **Was sind denn die Folgen der Punkte, die ihr benannt habt?**

**Susanne:** Zum einem führt es zu einer hohen Fluktuation, aufgrund der prekären Arbeitsverhältnisse wird der Träger häufig gewechselt. Zum anderen nehmen Ausfälle durch Krankheit zu, was wiederum eine Mehrbelastung für die, die arbeiten, darstellt.

**Barbara:** Es sind einerseits die Folgen in Bezug auf die Sozialarbeiter/innen und Pädagog/innen als Arbeitnehmer/innen: hohe Fluktuation, Krankheit und Erschöpfungszustände; und andererseits in Bezug auf die Adressat/innen. Gerade in den Hilfen zur Erziehung weiß man, dass es Kinder und Jugendliche gibt, die haben regelrechte Fallkarrieren. Und wenn man dann als zehnte Sozialarbeiter/in kommt, dann findet man kaum noch Zugang. Menschen, die unter schwierigen Bedingungen leben, brauchen verlässliche und kontinuierliche Bezugspersonen.

#### **Parallel zur Erfurter Erklärung wurden in einer Online-Petition in Thüringen circa 1.500 und bundesweit etwa 2.000 Unterschriften gesammelt. Ein kleiner Erfolg, aber wie geht's nun weiter?**

**Barbara:** Wir sind natürlich im Gespräch mit der Politik, mit dem Sozialministerium, mit den Gewerkschaften, und wir sehen es unter anderem als unsere Aufgabe, bei der Tarifrunde 2015 moderierend Einfluss auf den Prozess zu nehmen.

#### **Welche Hoffnungen verbinden sich bei euch mit Regierungswechsel?**

**Susanne:** Wir wünschen uns von der neuen Landesregierung, dass die für uns relevanten Punkte aus dem Koalitionsvertrag auch aufgegriffen werden. Das wären u.a. in allen Einrichtungen gute, tarifvertraglich geregelte und am öffentlichen Dienst orientierte Arbeitsbedingungen und Arbeitsverträge, die Gründung eines Bündnisses für einen Branchentarifvertrag in der Sozialwirtschaft und die Stärkung der persönlichen und fachlichen Weiterbildung und Qualifizierung von Arbeitnehmer/innen.

**Barbara:** Und wer uns unterstützen möchte, darf sich natürlich gern bei uns melden! /// Interview: Alexander Platz

# Bis zum Endsieg

*Über Endgame/ PEGADA (in Erfurt und anderswo) und verkürzte Kapitalismuskritik, die keine ist*

Deutsche Antisemiten machen keine halben Sachen. Die *Endlösung* der Judenfrage sollte die Welt vom Antlitz der Juden »säubern« und der *Endsieg* sollte Klarheit über die globale Machtfrage bringen. Aktuelle deutsche Antisemiten propagieren neuerdings das *Endgame*. Dahinter verbirgt sich aber mehr als ein profaner Anglizismus. Seit PEGIDA und HoGeSa sind Abkürzungsmonster bei der deutschen Rechten hoch im Kurs. *Endgame* steht deshalb für »Engagierte Demokraten gegen die Amerikanisierung Europas«. Da ein solcher Kauderwelsch aber der Verwirrung nicht genug wäre, hat sich *Endgame* noch ein zweites, inzwischen wieder abgelegtes, Pseudo-Akronym zugelegt: PEGADA – »Patriotische Europäer gegen die Amerikanisierung des Abendlandes«. So zogen am 24. Januar ca. 600–700 Feinde Amerikas durch Erfurt. Ihr Ziel, den Domplatz, erreichten die am Bahnhof gestarteten Teilnehmer, unter denen sich dutzende Nazischläger und auch Protofaschisten der AfD aus dem Ilm-Kreis befanden, nicht. Sie wurden durch Blockaden von Antifaschisten aus der Innenstadt in Richtung Krämpfervorstadt gedrängt, wo ihnen prügelnde Polizeieinheiten den Weg frei räumten.

Die Anlehnung des Namens an PEGIDA, diese aus Dresden stammende, sich zweitweise epidemisch ausbreitende rassistische Basisbewegung hatte zudem den Vorzug, deren Mobilisierungspotential für sich zu nutzen. Dabei grenzte man sich offiziell allerdings von PEGIDA ab. Der Unterschied zwischen PEGIDA und PEGADA/*Endgame* (nachfolgend nur noch *Endgame*) liegt in verschiedenen Rationalisierungsweisen der selben antreibenden Dynamik: der Dauerkrise kapitalistischer Reproduktion. Die Rassisten von PEGIDA und die Antisemiten von *Endgame* reagieren auf eine im Kapitalismus unausweichliche Tendenz, nämlich das durch Produktivitätssteigerung tendenzielle Überflüssigwerden der eigenen Arbeitskraft und die sich global schon abzeichnenden Verwerfungen der aktuellen Phase kapitalistischer Entwicklung bzw. ihres Verfalls in ein Bandenwesen (nicht nur) an der Peripherie der industriellen Zentren. Während die einen (PEGIDA) vor allem die Verwertungsbedingungen ihrer Arbeitskraft durch Konkurrenz aus dem Ausland gefährdet sehen und deswegen gegen die Einquartierung von Flüchtlingen Sturm laufen, sind die anderen (*Endgame*) dem Wahnsinn schon einen Schritt näher und machen für die globalen Verwerfungen einzelne Akteure und Staaten verantwortlich, die vermeintlich oder wirklich von dieser Situation profitieren und deswegen die Verantwortung tragen sollen. Dieser bei *Endgame* oft als solcher ausgewiesene Antikapitalismus ist nicht einmal verkürzt, er ist gar keiner. Wo irgendwo zwischen Bilderbergern, Rothschilds, Zionisten und Amerikanern nach Schuldigen für das zerstörerische Wesen kapitalistischer

Barbarei gefahndet wird, haben wir es mit Antisemitismus zu tun und dieser zielt bekanntlich nicht auf die Abschaffung von kapitalistischer Ausbeutung (auch Lohnarbeit genannt) und Zurichtung, sondern auf die Auslöschung der Juden oder potentiell auch anderer Gruppen, auf die die Antisemiten die Negativfolgen kapitalistischer Vergesellschaftung projizieren. Im Hintergrund steht die alte, schon bei den Nazis populäre Unterscheidung zwischen raffendem Finanzkapital und schaffendem Produktionskapital. Dass das eine unter der Totalität des Kapitalverhältnis' nicht ohne das andere wäre – Produktion nicht ohne Kredit und Zins, Rendite nicht ohne Spekulation auf zukünftige Produktionsgewinne – muss bei der antisemitischen Ideologie notwendig außen vor bleiben.

Die Antisemiten von *Endgame*, die den Hauptfeind im derzeit noch mächtigsten ökonomischen Akteur, nämlich Amerika, und im jüdischen Staat Israel ausmachen, setzen fort, was sie während der im vergangenen Jahr wöchentlich auf dem Anger gelaufenen Montagsmahnwachen begonnen hatten: die Kapitulation vor der Komplexität kapitalistischer Vergesellschaftung und die Flucht in einfache Deutungsmuster. Sie fahnden nach irgendetwas, was in Zeiten allgemeiner Verunsicherung Halt verschafft, nach Identität und sei es durch ein Feindbild. Sie fahnden nach Rationalität in der vollendeten Unvernunft kapitalistischer Barbarei, einer Ordnung, in der Hunger kein Grund zur Produktion und Krieg kein Grund zu vernünftiger Einsicht ist. In diesem menschenfeindlichen Durcheinander kapitalistischer Widersprüchlichkeit soll eine steuernde Rationalität ausgemacht werden, nämlich handelnde Menschen, seien es Amerikaner, Banker, Politiker oder eben: Juden. All das ist nicht neu. Es ist der in verschwörungsantisemitischen Wahnsinn mündende hundertste Aufguss deutscher Ideologie in einer Bewegung, die von sich glauben will, auf Geheimnisse gestoßen zu sein und die dabei nur der ungeheimnisvollen, weil aufklärbaren, Täuschung kapitalistischer Vergesellschaftung und ihrer Ideologie auf den Leim gegangen sind.

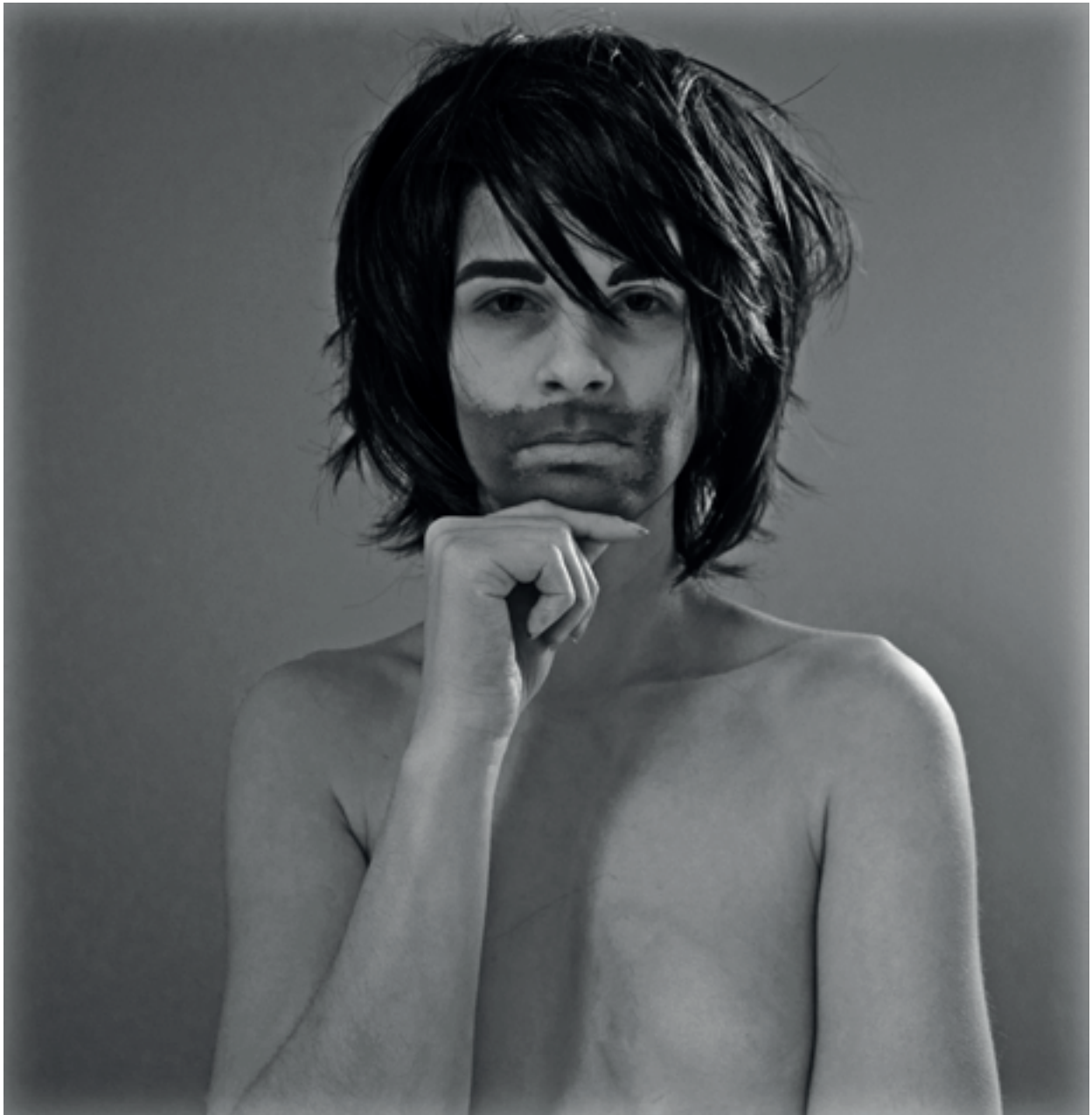
Die Montagsmahnwachen und ihr Folgeprojekt *Endgame* stellen, so links sie sich auch verstehen mögen, den antisemitischen Flügel der deutschen Rechten dar. Dabei war Antisemitismus freilich nie ein Alleinstellungsmerkmal der Rechten. Am Beispiel von Blockupy und linken Gruppen und Bündnissen (auch aus Erfurt), die am 18. März zu Protesten gegen die Eröffnung der EZB nach Frankfurt am Main aufriefen, lässt sich ablesen, wie weit das Bedürfnis verbreitet ist, für die komplexe Situation kapitalistischer Zurichtung und die eigene Verstrickung in diesen Abgrund einen konkreten Schuldigen zu finden, gegen den sich mobilisieren lässt – aller von linken Gruppen geübten Selbstrechtfertigung zum Trotz.

Karl Marx hatte in seiner Kritik der politischen Ökonomie das Handeln der Akteure konsequent aus den Vergesellschaftungsbedingungen der Arbeit abgeleitet, aus den Verhältnissen, in die die Einzelnen im Rahmen der alltäglichen Re-/Produktion ihres Daseins gesetzt sind. Er analysierte das Handeln der Akteure als strukturell determiniert, d.h. einem Zwang unterliegend, der aus der Vorgegebenheit von Bedingungen resultiert, über die die Einzelnen allein nichts vermögen. Jeder dieser Akteure ist im Rahmen seiner gesellschaftlich vermittelten Praxis, sofern er sie nicht zu überschreiten, d.h. den Kapitalismus abzuschaffen sucht, an bestimmte Verhaltensweisen, Sachzwänge gebunden. Deswegen fasst Marx die Kapitalisten nicht als mutwillige – und deshalb anklagbare – Vollstrecker eines falschen Interesses auf, sondern als Charaktermasken, als Personifikationen ökonomischer Kategorien. Er lehnte es ab, den Einzelnen »verantwortlich [zu] machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag.« Hätte die deutsche Linke Karl Marx nur einmal beim Wort genommen, dieser ganze Tinnel bliebe uns erspart. Aber es scheint der einfachere Weg, Leute mit Aussicht auf Kra-wall nach Frankfurt zu locken, statt ihnen zu erklären, dass das Kapital in seiner Bewegung ein automatisches Subjekt ist und dass seine Verdinglichungstendenzen sich an allen Menschen, auch den Linken, permanent und fortschreitend zu schaffen machen und es eines Bruches im Selbstverhältnis der Einzelnen anstatt der Nestwärme des bewegungslinken Spektakels bedarf, um damit irgendwann Schluss zu machen.

Bei den Linken, die sich für Kritik und Aufklärung offen zeigen, mag solche Kritik vielleicht irgendwann verfangen. Die Antisemiten von Endgame haben die potentiell aufklärbare Ideologie längst in Wahn eingetauscht. Ihre Wahrnehmung der Welt ist eine bloß noch selektive, die sich gegen die Realität sukzessiv abschließt. Jeden Krümel, den ihnen die sonst als »Lügenpresse« oder »Systemmedien« gescholtenen Massenmedien hinwerfen und der sich in ihr Wahnbild einer Verschwörung fügt, nehmen sie dankbar als Beweis ihrer Weltanschauung auf; jede Form aufklärerischer Kritik weisen sie als durch die Zentren der Macht gesteuert zurück oder, wie es mein Genosse Simon Rubaschow in der aktuellen *Lirabelle* (Dezember 2014) schreibt: »Die Welt wird in Gut und Böse unterteilt und diese Unterteilung verabsolutiert – die oder der Antisemit\_in wird zum Kämpfer gegen dieses Böse, das aus der Welt getilgt werden muss, um die Welt zu retten. Der Wahn korrigiert sich also nicht mehr an der Realität, sondern versucht, die Realität am Wahn auszurichten und umzuformen.« Wenn diese Leute, und das zeichnet sich derzeit nicht ab, keine Massenbewegung wie im Nationalsozialismus entfesseln können, in der sich ihr Wahn verallgemeinert und damit die Realitätstüchtigkeit der Antisemiten sichert, dann heißt die Endstation der Protagonisten Burnout, Sekte oder geschlossene Anstalt. /// Ox Y. Moron

Der Autor ist aktiv bei der Antifa Arnstadt-Ilmenau, schreibt regelmäßig in der Erfurter Zeitschrift *Lirabelle* und betreibt einen Blog.



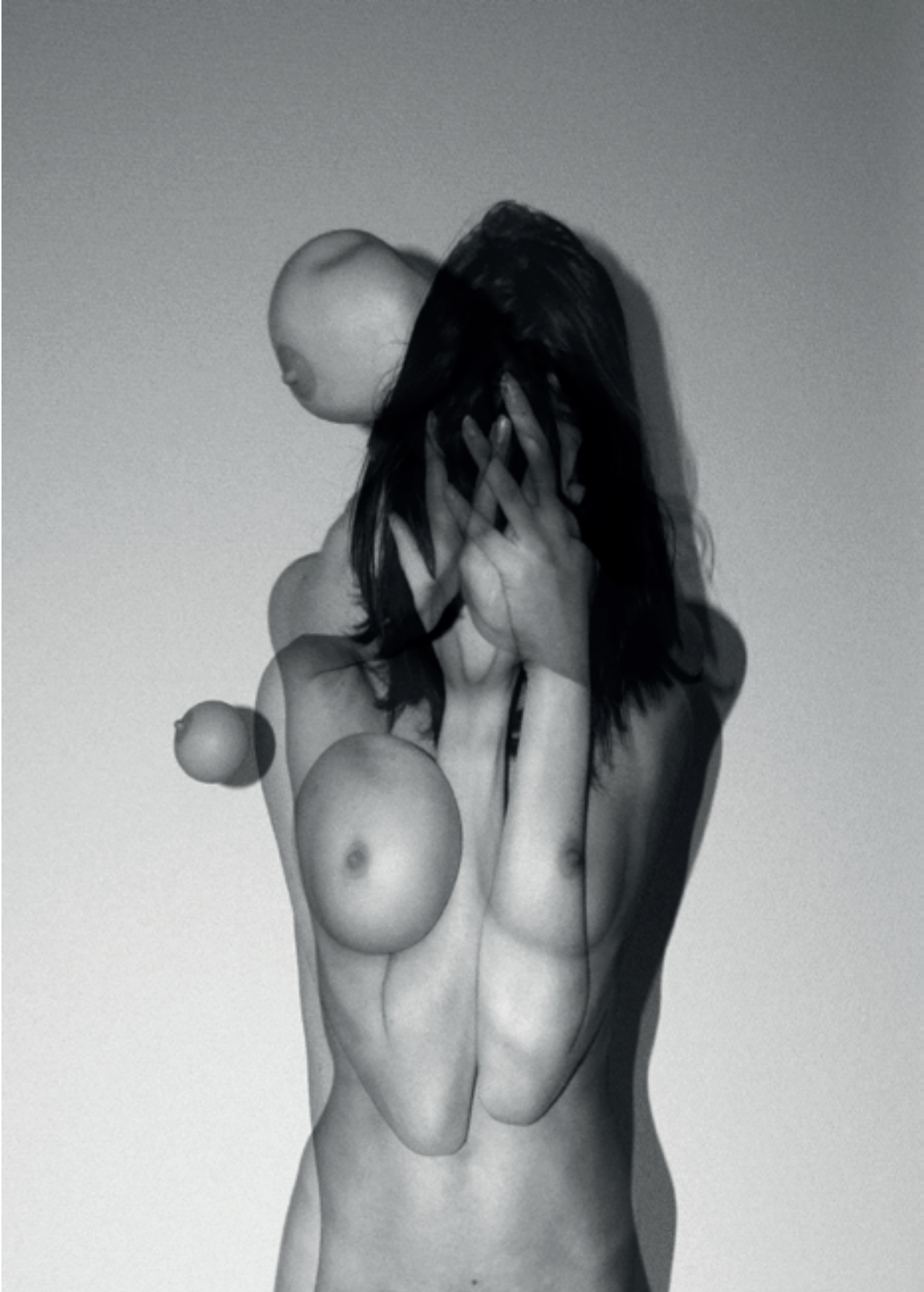


Fotoserie gefeatured von:

**HANT**  
MAGAZIN FÜR FOTOGRAFIE

[www.hant-magazin.de](http://www.hant-magazin.de)

Dark Black Shadow / Intimacy Hug  
Auswahl aus den Serien  
von Anna Kant











# In Memory of Saurer Apfel

Von Franziska Wilhelm

Ich öffnete eine Dose Thunfisch.

»Willst du den Sud abtrinken?«, fragte ich Leo.

Leo nickte.

Leo war der größte Sudabtrinker, den ich kannte. Tunfisch im eigenen Saft, Gurkenbrühe, Kartoffelsud, Bockwürstchenwasser – alles, was andere ins Klo kippten, schüttete er sich in den Mund. Leo war mein bester Freund, seit der zweiten Klasse schon.

»Leo hat heimlich vier Radieschen eingesteckt«, hatte ihn damals die dürre Astrid bei der Schulgartenlehrerin verpfeifen wollen.

»Aber Frau Wüstemann, das heißt doch *Radies*«, versuchte ich abzulenken, aber Frau Wüstemann fiel nicht darauf rein. Stattdessen ließ sie Leo die Taschen ausstülpen, schaute in seine Anorak-Ärmel, ja sogar in seinen Mund, doch sie fand nichts. Später auf dem Heimweg schenkte mir Leo eines seiner geklauten Radieschen. Er hatte sie in den Socken versteckt.

Ab diesem Tag waren wir ein Team. Es war großartig, mit Leo befreundet zu sein. Im Rein- und Rausschmuggeln war er nicht zu schlagen. Ab der sechsten Klasse hatte er das absolute Monopol über die Berentzen-Saurer-Apfel-Beschaffung bei Wandertagen und Landschulheimaufenthalten. Ich wurde zur gleichen Zeit zur Klassensprecherin gewählt, was sich sehr gut traf. In meinen Konsultationen konnte ich die Bestellungen unserer Klassenkameraden aufnehmen und mich um die Vorkasse kümmern. Leo machte den Rest. Er füllte den Apfelkorn immer in kleine Limo-Flaschen ab, die wir mit ordentlichem Aufschlag verkauften. Später feierten wir unseren Gewinn, Leo mit Sud und ich mit der übriggebliebenen Sprite. Das Coolste war: Wenn die Geschäfte einmal besonders gut gelaufen waren, durfte ich Leo hochheben. Eigentlich wollte ich ihn die ganze Zeit hochheben, das war so ein Bedürfnis-Ding von mir. Aber Leo fand, er als Junge könne nur zu ganz besonderen Anlässen von einem Mädchen hochgehoben werden. Das sah ich ein.

Über die Jahre schmiedeten wir große Pläne für die Zukunft. Wir wollten ein weltbeherrschendes Spirituosen-Vertriebsnetz hochziehen und zwar nur mit den Topmarken Berentzen Saurer Apfel, Kleiner Feigling und Goldkrone für die fortgeschrittenen Trinker.

Doch dann kam die Oberstufe und Leo wollte mit einem Mal Künstler werden. Er begann, große Skulpturen aus Fimo-Knete zu formen, die er bei Werksführungen im nahegelegenen Knetwork mitgehen ließ.

In langen Gesprächen erklärte ich Leo, von Kunst könne keiner leben und wenn er unbedingt was mit Künstlern zu tun haben wolle, dann könnten wir ja auch Absinth verkaufen. Aber Alkohol schien ihn kaum noch zu interessieren. Er trank mehr Sud denn je und knetete jeden Tag mindestens fünf Stunden an seinen Fimo-Plastiken herum. Ab und zu saß ich auf dem alten Holzstuhl in Leos Zimmer und schaute ihm beim Arbeiten zu.

»Leo?«

»Ja?«

»Darf ich dich hochheben?«, fragte ich ihn einmal. An diesem Tag hatte ich meine Zusage für die Universität erhalten. *BWL*.

Leo sagte, *BWL* sei kein richtiger Grund zum Hochheben.

Als ich von zu Hause weg ins Wohnheim zog, schenkte er mir eine kleine Plastik für mein neues Zimmer. Es war eine Zitronenbrauseflasche in Absinthgrün. Ich platzierte die Flasche in mein Fensterbrett. Sie wachte über mich, wenn ich über meinem Kostenaufgaben saß.

An einem Sonntag im November stellte mir Leo seinen ersten Künstlerfreund vor. Er hieß Immo, hatte strähnige, kupferrote Haare und machte Materialgrafiken. Weil ich mir nichts darunter vorstellen konnte, lud er mich zu einer seiner Ausstellungen ein.

Immo produzierte winzige quadratische Bilder, auf denen fast nichts zu sehen war. Darunter stand immer etwas wie »Tusche und Tesafilm auf Karton«, »Tusche und

Hartweizengrieß auf Karton«, »Tusche und Staubfluse auf Karton«. Es gab sogar eins mit »Tusche und Fimoknete auf Karton« – das war für Leo. Sie waren jetzt das Team.

»Mist«, dachte ich, während ich neben den beiden stand und ihrem künstlerischen Diskurs lauschte.

Immo erzählte, dass ihn bei seinen neuen Projekten vor allem die menschliche Komponente reizen würde. Er könne sich gut vorstellen, intensiver mit Schweiß zu arbeiten oder mit irgendetwas auf Hornbasis, Zehennägeln zum Beispiel.

»Prost«, sagte ich und überreichte Leo das Glas Gurkenwasser, das ich ihm mitgebracht hatte. Dann ging ich nach Hause.

Eine ganze Weile hörte ich nichts mehr von Leo. Ich versuchte, bei ihm anzurufen, aber er war nie zu Hause und ein Handy hatte er auch nicht. So schickte ich ihm per Post eine Einladungskarte zu meiner Geburtstagsparty. Mit der Absinth-Fee vorne drauf.

Jetzt saß Leo mit mir am Küchentisch und bereitete Salate vor. Ich trank Wodka, er Thunfischwasser.

»Wer kommt alles zur Party?«, fragte er.

»Ach, irgendwelche Leute. Und Radieschen-Astrid. Sie hat von der Feier Wind bekommen und sich nicht mehr abschütteln lassen. Sie will sogar ein paar Brausepullen mit Apfeln mitbringen. So wie früher, nur halt in Plastikflaschen statt Glas, damit sie nicht so viel schleppen muss.«

»Dilettantin«, murmelte Leo.

Es klingelte. Astrid kam mit ein paar Freundinnen, die so viel und so schnell durcheinander redeten, als wären sie auf dem Herweg in ein Fass Speed gefallen. Sie studierten alle zusammen auf Grundschullehramt. Gott sei Dank kamen nach ihnen noch normale Menschen. Im Laufe des Abends wurde die Party richtig voll. Leo bewegte sich die ganze Zeit nicht vom Küchentisch weg. Bis Immo kam. Immo hatte mir ein Geschenk mitgebracht.

»Nein, wie niedlich!«, schrieten Astrid und der Chor der Grundschullehrerinnen, als ich es auspackte. Das Geschenk war ein Karton mit einer Tusche-Zeichnung von einem Teddybären. Der Körper des Teddys war mit kleinen, roten Locken ausgeklebt.

»Und wieso heißt das Bild jetzt *Der Scham-Bär?*«, fragte Astrid mit dem unverwundlichen Good Will, zu dem sie ihre Studienrichtung verpflichtete. Ich drückte ihr das Kunstwerk zur näheren Betrachtung in die Hand und verschwand auf dem Balkon. Leo kam mir nach.

»Da hat also dein Freund Immo wieder eine menschliche Komponente zu Kunst gemacht«, sagte ich.

»Auf dich und den Scham-Bären«, antwortete Leo und prostete mir mit seiner Thunfischdose zu.

Wir lachten, dann sagten wir eine Weile nichts.

»Weißt du, warum ich dich von Anfang an so gemocht habe?«, fragte mich Leo. »Weil du immer so berechnend warst. Ich weiß noch, wie du am ersten Schultag einen epileptischen Anfall vorgetäuscht hast, nur um gleich für immer vom Milchdienst befreit zu werden.«

»Ja, aber damals gab es ja auch noch Milch in Glasflaschen«, antwortete ich und dachte daran, wie ich große Teile meiner Grundschulzeit mit einem Epilepsie-Schutzhelm herumgelaufen war, nur damit niemand Verdacht schöpfte.

»Ich wusste gleich, dass man mit dir was reißen kann«, sprach Leo weiter, während er seine Ellenbogen auf dem Balkongeländer abstützte. Beide schauten wir hinunter auf die Hinterhöfe des Blocks.

»Meinst du, wir werden irgendwann mal wieder was zusammen reißen?«, fragte ich.

Leo antwortete nicht, sondern zeigte mit dem Finger nach unten. Ein Fuchs kreuzte die schmale Wiese links von uns und verschwand hinter den Garagen. Drinnen erklang das Gelächter der Grundschullehrerinnen. So wie es aussah, füllte Astrid Immo gerade mit Berentzen ab.

»Vielleicht kotzt er ja heute noch auf seine Materialgrafik, dann wäre ich das Ding los und er hätte schon wieder eine neue Komponente zu Kunst gemacht«, sagte ich. Leo grinste und legte mir seine Hand auf die Schulter. Eine ganze Weile schauten wir noch hinunter auf die Hinterhöfe, hinunter auf den verschwundenen Fuchs.



# ›und später dann Paraboläpfel am Atem‹

*Für Emily Dickinson*  
Von Ron Winkler

unten der Garten. der spezialisierte  
Wald. oben das endlose  $\pi$  der Sonne.

und Schönheit als eher Unscheinbarkeit.  
also Wolken. *insofern* Wolken.

dazwischen das infernalische Obst. das  
*infernalische* Obst.

waren dort nicht auch Grizzlyhasen?  
*nicht auch dort?* am Zaun?

und dschungelartige Würfel  
wie zu Boden geschrieene Vögel?

jemand drückte in diese sehr, sehr  
verreiste Stimmung hinein die Räuspertaste

seiner Heckler & Koch. das war nicht ich,  
das gehörte einer anderen Intensitätsgruppe

an.

# Der Sündenfall

Von Andreas Gelbhaar

Falsch Zeugnis wurde abgelegt, es ist an der Zeit.

Ja, wir waren ungehorsam, damals am Anfang. Geschichte war noch nicht gemacht und das Datieren nicht erfunden, und auch Namen verfälschten noch nicht. Namenlosigkeit war das Kennzeichen unseres Seins. Wozu auch dies Signum? Eine Unterscheidung war nicht vonnöten, bei eins zu eins. Nur die Mehrzahl macht die Notwendigkeit. Und geklagt, dass ich alleine bin, habe ich auch nicht. Im Gegenteil, ich genoss die Einsamkeit! Vielmehr war Er es, dem langweilig war und der mich ständig gängelte. Wenn es nach mir gegangen wäre, ich hätte noch mal tausend Jahre ...

Wie dem auch sei, über Nacht war sie jedenfalls da und wir freundeten uns an. Zuerst ein Stöckchen hierhin werfend, einen Kiesel dorthin, dann zaghafte Neckereien, bis schließlich das Hand-in-Hand-Gehen folgte. Es missfiel Ihm sehr, wie wir uns verstanden. Aber wir kümmerten uns nicht weiter darum. Sollte der Alte doch grollen und zürnen, uns war's egal. Hauptsache, wir hatten unseren Spaß.

Mit zunehmender Dauer jedoch wurde Er unerträglich. Jeden Tag neue Anweisungen, neue Vorschriften. Einmal hieß es, wir sollten diesem Vogel einen Namen geben, dann wieder jenem. Ein andermal wollte der Vierbeiner benannt werden, kurze Zeit später jener Fisch. Alle Früchte verlangten nach Differenzierung. Heute hieß es »gehete dort hin«, morgen schon wieder »hier hin«. Der Alte wusste nicht, was er wollte, und wir hatten es auszubaden. Von wegen »dampfender Zustand der Glückseligkeit«, harte Arbeit war es. Tausende Namen mussten wir uns ausdenken, wobei wir natürlich nicht wussten, wie viele es sind. Das Zählen wurde erst später gebraucht. Kaum hatten wir uns einmal in den Schatten eines Baumes gelegt und mit uns selbst beschäftigt, trieb Er schon wieder zur Eile.

»Schnell, schnell!«, donnerte Er los, »wir haben nur sieben Tage und müssen fertig werden.«

»Was heißt hier wir?«, jedes Mal wieder mein Einwand.

»Es war doch deine Idee mit der Schöpfung, nun sieh auch zu, dass du sie zustande bringst.« Unter uns gesagt, ohne meine und ihre Mithilfe wäre es nichts geworden. Er saß nur rum und gab Befehle. Und dann diese Engel! Ständig piesackten sie uns, schwirrten um unsere Köpfe, stellten Bein. Nein, es war wirklich kein Zuckerschlecken, damals am Beginn.

Aber alles wäre zu ertragen gewesen, wenn die Ernährung gestimmt hätte. Ganz am Anfang nährte Er uns gar einzig und allein mit frommen Worten. Man stelle sich das einmal vor! Den ganzen Tag über harte Arbeit und am Abend, zum Mahl, ein Schulterklopfen und Frömmelei. Nicht mit mir!

Ich intervenierte und beschwerte mich. Natürlich wollte sie beschwichtigen und mich zurückhalten.

»Nun lass doch, es geht auch so«, sagte sie, »du weißt doch, wie Er ist.«

Gutes Essen für gute Arbeit, das war mein Standpunkt. Also ging ich zu Ihm und forderte. Und siehe da, Er willigte ein. Viel habe Er nicht zu bieten, aber von den Früchten des Gartens könnten wir jederzeit und soviel wir wollten ... Schon beim Hinausgehen dann doch noch die Einschränkung. Der Baum in der Mitte, ich wisse schon, der solle bitte unangetastet bleiben. Zu kostbar die Frucht für den Verzehr.

Damit könne ich leben, sagte ich leichtfertig, nicht wissend, welche Entsagung es beinhaltete. Die erste Ewigkeit ging es ganz gut. Wir arbeiteten viel und zum Feierabend taten wir uns gütlich an den Früchten. Zum vorhergehenden Zustand eine enorme Verbesserung. Mal träufelte sie mir süßen Saft in den Mund, mal benetzte ich ihre Lippen mit Nektar.

Es war herrlich! Das war also das Leben.

Doch dann kam Unzufriedenheit bei uns auf. Es muss Mitte der zweiten Ewigkeit gewesen sein. Zeitgleich, in einem Atemzug, sprachen wir es aus:

»Ich kann Süßes nicht mehr sehen. Es widert mich an.«

Ist es denn so schwer zu verstehen? Anderthalb Ewigkeiten immer nur süße Früchte. Granatäpfel, Bananen, Pfirsiche. Wir konnten nicht mehr.

Und da war ja immer noch dieser Baum! Unberührt stand er da, die Äste brachen fast unter der Last der Früchte. Sollten wir nicht doch einmal ...? Vielleicht bei Nacht und ganz vorsichtig? Immer war Er auch nicht wach. Obwohl noch nie gekostet, versprach dieser Baum Abwechslung. Zu unserer Entschuldigung muss gesagt werden: Noch eine halbe Ewigkeit schlichen wir um ihn herum. Doch die Kreise wurden enger und eines Tages, oder war es nachts, geschah es dann. Müßig, darüber nachzudenken, wer als erster den Arm hob und die Hand streckte.

Wir taten es gemeinsam, wenn nicht in der Tat, so doch im Geiste.

Der Grund also, wie man sieht, ganz banal. Keine Rebellion und kein Widerspruch, der uns trieb, kein Aufbegehren, und erst recht nicht die Schlange. Wir wollten die Geschmacklosigkeit beenden, ein für alle Mal. Und so brachen wir die Frucht und stopften sie in uns hinein. Anfangs samt Schale, später lutschten wir nur den Saft. Es war ein wunderbares Gefühl. Nicht genug konnten wir bekommen von diesem sauren Etwas. Gewiss, es hatte durchschlagenden Erfolg, aber das war uns egal. Jeden Tag aufs Neue trafen wir uns. Hätte es einen siebten Himmel gegeben, wir hätten uns dort befunden.

Sein Zorn kam spät, aber er kam. Erst als der Baum in der Mitte des Gartens keine Früchte mehr hatte, bemerkte Er unseren Frevel. Rechtfertigen bräuchten wir uns nun nicht mehr, geschehen sei geschehen. Weil gesündigt, müssten wir nun auch die Folgen tragen.

Er ließ nicht mit sich reden.

Die Vertreibung aus dem Garten hätten wir uns nun selbst zuzuschreiben.

Doch damit nicht genug. Die Schuld wiege schwer, sei nicht gesühnt durch einmalige Strafe. Es sei eine Erbsünde, die wir begangen hätten, und somit müsse auch die Rache an allen vollzogen werden.

Seither haben wir gemeinsam die Last zu tragen.

Schon beim Anblick einer Zitrone zieht sich uns alles zusammen.

Das herzhaft Hineinbeißen, wie in den frühen Tagen, ist uns verwehrt.

Ja, Er kann sehr nachtragend sein.



# Narrenmond

Von Till Bender

Friedhöfe waren Achim von Keltow ein Graus. Das heißt, den Sophienfriedhof beispielsweise, den Buchenfriedhof und den Alten Waldfriedhof mochte er. Hier war man sicher vor vielem Unbill, dem man in öffentlichen Parks unvermeidlich ausgesetzt war, und konnte in Ruhe lesen, spazieren und die Eichhörnchen beobachten, ohne dass einem – selbst jetzt im Winter – Frisbee-Scheiben oder Dauerläufer um die Ohren flogen.

Grässlich fand er Friedhöfe, wenn er sie aus der Perspektive ihrer Bewohner betrachtete. Dann war es ganz schnell aus mit der Stille und dem Für-sich-Sein. Da lagen sie dicht an dicht in ihren Miniaturgrundstücken zwischen ihren vielen Nachbarn im andauernden Getöse ungezählter eingetretener oder ausgebliebener Hoffnungen und Befürchtungen, jetzt allesamt gegenstandslos geworden ... – mit »ewiger Ruhe« hatte das für von Keltow herzlich wenig zu tun; er fühlte sich eher an einen unterirdischen überfüllten Badestrand erinnert.

Auf dem Kapellenfriedhof am Stadtrand schlief er manchmal. Sobald die Nachttemperaturen es erlaubten, übernachtete er lieber nicht in der Obdachlosenunterkunft.

»Oh, Schatz, das ist ...« Marianne stand neben ihrem Verlobten in dem gediegenen kleinen Verkaufsraum von Juwelier Saenger, die kostbare Agraft auf der flachen Hand haltend wie einen kranken Schmetterling; sie suchte nach einem angemessenen Ausdruck für ihre Freude darüber, bald Mitglied einer so vermögenden Familie zu sein, einen Mann zu haben, der sich nicht scheute, ihr zu zeigen, wieviel sie ihm bedeutete, all die harten Jahre endlich und endgültig hinter sich zu wissen.

»Das ist ... der Wahnsinn.«

Herr Saenger hatte ihnen erklärt, die Agraft habe sich über wenigstens vier Generationen hinweg im Besitz eines brandenburgischen Adelsgeschlechts befunden. Wegen ihrer halbmondartigen Grundform und der vielen verschiedenfarbigen, in diversen Schlifften ausgeführten Steine werde sie von Kennern auch »der Obstkorb« genannt.

Sebastian aber hatte sie für seine Verlobte ausgesucht, weil sich an dem eiskalten Februarabend ihrer ersten Begegnung – auf den Tag genau vor einem Jahr – der Reißverschluss ihres Bundeswehriparkas irreparabel ausgerenkt und sie ihn behelfsmäßig und unzulänglich mit einem Ende Paketschnur vor dem Bauch zusammengebunden hatte.

In Sebastians Familie wurden private Geschenke bar bezahlt. Die Agraft kostete neunzehntausendfünfhundert Euro.

Sebastian nickte Herrn Saenger zu: »Also, ich glaube, sie gefällt uns.«

»Bitte sehr«, lächelte der Juwelier und sah Marianne freundlich an. »Darf ich sagen, sie sucht wirklich ihresgleichen und ist meines Erachtens bei Ihnen sehr gut aufgehoben. Ich mache sie Ihnen fertig.«

Herr Saenger verschwand kurz in einem Nebenraum und kam mit einem nachtblau lackierten, mit schwarzen Samtkissen ausgeschlagenen Zedernholzkasten zurück, Marianne schlang einen Arm um Sebastian und der zog eine lederne Banktasche aus seinem Mantel.

In diesem Augenblick betrat ein Mann in Motorradkleidung den Juwelierladen. Das Visier hatte er hochgeklappt und unter dem Helm trug er eine Sturmhaube. In der rechten Hand hielt er eine Pistole, mit der linken, über der die Tragriemen eines Rucksacks hingen, schloss er die Jalousien vor dem Türfenster und rief, was man eben ruft, auch wenn man weiß, dass es jeder weiß: »Hände hoch, Überfall!«

Keiner der drei beabsichtigte, Widerstand zu leisten. Sebastian hob die Hände und ließ in der Bewegung die Banktasche auf die Ladentheke fallen, wobei ein schlanker Fächer aus Geldscheinen auf die Glasplatte rutschte.

»Los, hinter den Tisch da, alle!«

Saenger, Sebastian und Marianne beeilten sich, mit erhobenen Händen in die bezeichnete Ladenecke zu kommen.

Der Mann in schwarzem Leder hatte einen Hammer aus dem Rucksack gezogen und holte aus, um die Scheibe der Vitrine, vor der er stand, einzuschlagen, da öffnete sich die Tür, ein zweiter Motorradfahrer erschien und rief in seinen Helm:

»Memi! Mimum mom!«

»Was is'?', fragte sein Kollege.

Der Angesprochene schob sein Visier hoch, arbeitete seinen Unterkiefer frei und wiederholte:

»Weg hier! Die Bullen kommen!«

»Schwachsinn!«

Er lauschte.

»Wenn da Bullen kommen, meinen die nicht uns.«

Doch der andere war schon längst wieder draußen und bemühte sich fieberhaft, sein widerspenstiges Motorrad zu starten.

Der Mann mit dem Hammer in der Faust sah Marianne an, die, als würde ein klärendes Wort von ihr erwartet, ein ratloses Gesicht machte und mit den Schultern zuckte.

Dann brach der Gangster ab.

»Verdammter Amateur!«, schimpfte er leise. Im Gehen fiel sein Blick auf die Banktasche. Er tauschte sie gegen den Hammer, stürmte aus Saengers Laden, schwang sich auf sein Motorrad und folgte dem Amateur mit kreischendem Motor.

»Das ist ja noch mal glimpflich verlaufen«, atmete Sebastian auf.

»Ja«, pflichtete ihm Herr Saenger bei. »Wenigstens ist niemand verletzt worden. Zu dumm, dass dieser Mensch im letzten Moment noch Ihr Geld entdeckt hat.«

Draußen fuhr ein Polizeiwagen mit Blaulicht und Martinshorn an dem Laden vorbei.

»Ähm –, Sie meinen sicher, Ihr Geld.«

O je, dachte Saenger bekümmert, das wird unschön.

Der Abstand zwischen dem Polizeiwagen und den Motorrädern wurde kleiner. Die Nerven des Mannes hielten noch genau siebenhundert Meter, dann warf er die Banktasche über eine Mauer.

Werner ging jeden Morgen eine Stunde lang mit seinem Hund spazieren. Sein Leben war in den letzten Jahren Stück für Stück auseinander gebröckelt, aber der Morgenspaziergang war eine stabile Größe geblieben. Der Alptraum hatte mit der Erbschaft begonnen – eine Gruselgeschichte ohne eine einzige überraschende Wendung und ohne Pointe. Vor sechs Jahren war ein einsamer entfernter Onkel gestorben und hatte ihm als nächstem Verwandten einen Hof am Rand eines kleinen Dorfes in Brandenburg hinterlassen. Seine Frau und er hatten das Haus, die verfallenen Ställe, die Scheune und die zwei Hektar Waldgrundstück hinter dem Haus nur »mit dem Herzen gesehen« und waren einem alten Literatur-Zitat auf den Leim gegangen.

Dass sich die Renovierung bis hinan zum ununterschreitbaren Minimum von Bewohnbarkeit als kostspieliger und aufwendiger als angenommen herausgestellt hatte, war noch nicht einmal das Schlimmste. Das Schlimmste war, dass Werners Frau, kurz nachdem sie beschlossen hatten, sich ganz in dieses Abenteuer zu stürzen, ohne sich feige Hintertürchen offenzuhalten, und ihre spießige Stadtwohnung verkauft hatten, komplett das Gefühl für die Romantik eben dieses Abenteuers abhanden gekommen war. Sie war außerstande, überall die kleinen Fortschritte zu sehen. Sie sah nur eine große, ewige Baustelle. Ihren ersten Weinkrampf in dieser Angelegenheit bekam sie, als sie ihren Mann beim Heimkommen vom Einkaufen auf einer halbleeren Bierkiste sitzend, ein Käsebrot kauen und den durchs Küchenfenster hereinleuchtenden Sonnenuntergang genießen sah.

»Du findest das wohl auch noch schön!«, hatte sie ihm mit bebender Stimme und unter Tränen der Empörung entgegengeschleudert. Und fast hätte er noch geantwortet, ehrlich gesagt, ein bisschen schön schon, aber dann hatte er sich rechtzeitig besonnen. Stattdessen nahm er sich vor, mehr auf die Gefühle seiner Frau achtzugeben. Wie sich herausstellte, war er aber ein ausgesprochen empathischer Mensch, und je mehr er auf die Unzufriedenheit, die schlechte Laune und den Pessimismus seiner Frau achtgab, desto

mehr davon ging auf ihn über. Bald hielt es keiner mehr in der Nähe des anderen aus.

Ihre Tochter war recht still. Deswegen nahmen die Eltern an, es fehle ihr an nichts.

Seine Frau hatte ihn vor fünf Jahren verlassen, die Tochter war vor gut einem Jahr ausgezogen. An ihrem achtzehnten Geburtstag. Als er an jenem Morgen vom Hundespaziergang zurückkam, fand er an der Tür ihres Wohnwagens, den er mal als Kinderzimmer für siebzig Euro von einem Nachbarn gekauft hatte, einen Zettel: ICH MELD MICH. Soweit er das beurteilen konnte, hatte sie kaum etwas von ihren Sachen mitgenommen. Das einzige, was fehlte, waren ihre Sporttasche und ihr alter Parka.

Vor einem halben Jahr hatte er angefangen, beim Bäcker Brot vom Vortag zu kaufen. Gestern Abend hatte er zum ersten Mal in seinem Leben die schimmeligen Stellen von einem alten Stückchen Käse abgeschnitten.

Achim von Keltow war über fünfzig Kilometer ohne Pause gewandert. Die meiste Zeit hatte er nicht auf seine Schritte geachtet. Er war einfach immer weiter gegangen und hatte ab und zu nachgesehen, ob sich die Tasche voller Geld, die ihm gegen Mittag auf dem Kapellenfriedhof buchstäblich vom Himmel vor die Füße gefallen war, nicht wieder in Luft aufgelöst hatte. Und er hatte sich den ganzen Weg über gefragt, wie das viele Geld sein Leben verändern würde. Nun brach die Dämmerung herein. Er hatte keine Ahnung, wo genau er sich befand – auf einem Feldweg zwischen zwei Waldstücken, es kümmerte ihn nicht. Merkwürdigerweise waren seine Füße nicht in ein Restaurant oder in ein Reisebüro, sondern in die Natur gelaufen. Erst jetzt merkte er, wie schwer seine Beine geworden waren. Im Wald da vorne würde er ausruhen.

Im letzten Licht fand er im Schutz der Bäume in einer Senke viel trockenes Laub. Er knöpfte sich Hemd und Mantel bis zum Hals zu, steckte seine Hosenbeine in die Socken, öffnete seine Schuhbänder und rollte sich seine Pudelmütze weit über die Stirn bis auf die Nase und in den Nacken hinunter. Dann deckte er sich mit einem Berg von Laub zu und passte auf, dass er auch eine ausreichend dicke Blatterschicht unter sich hatte. Es war doch recht kalt geworden, aber es war auch trocken und windstill, und er hatte so schon manches Mal übernachtet und es beinahe behaglich gefunden.

Werner hatte seinen Hund mehrmals scharf zurechtgewiesen. Das Tier wusste genau, dass es nicht so an der Leine zu zerren hatte, ganz egal, was es Unwiderstehliches witterte. Schließlich hatte er nachgegeben, und der Hund hatte ihn auf gerader Linie zu dem Mann im Laub geführt. Ohne zu zögern, hatte er ihm die Kleidung aufgerissen, um nach Spuren von Leben in dem reglosen Alten zu suchen, nach Verletzungen oder irgendetwas, das Erste-Hilfe-Leistungen erforderte, aber schnell war klar, dass der eiskalte Körper von keiner Hilfe mehr profitieren konnte. Erst im Aufrichten war ihm die Tasche aufgefallen. Werner hatte hineingesehen, vielleicht waren Ausweispapiere darin.

Er hatte keine gefunden. In keiner Tasche am ganzen Mann.

Jetzt saß er wieder in der Küche. Die Geldtasche vor sich auf dem Tisch. Das Handy in der Hand. Er drehte es um, und um, und um.

Auf der Untertasse wartete sein Teebeutel von vorhin auf einen zweiten Aufguss. Aus seinem Küchenfenster konnte er auf den Wald sehen. Alter Mann im Laub, dachte er, was mache ich mit dir?

# Platte

Von Maximilian Borchardt

Der Traum vom Altbau? Mir war es bis zuletzt nach dem Einzug nicht bewusst, aber jetzt lebe ich erstmalig als einer von wenigen Studenten in einem Plattenbau. Eine Wohnung, ein Gebäude, ein Viertel, das mich prägen wird. Weimar-West, WBS 70.

Zuletzt hörte ich von einem langjährigen Plattenbaubewohner, dass es doch positiv sei, wenn jemand hämmere oder bohre, weil jemand zuziehe. Doch dem ist nicht so: Der Hass auf die Nachbarn wächst ins Unermessliche! Wo wohnt der Typ? Man möchte denjenigen identifizieren und glatt selbst die Wände zum Nachbarn durchstoßen. Doch dann wieder Ruhe. Welch ein Genuss! Ich sitze in klassischer Manier mit meiner Jogginghose bekannter Marke auf der Couch und verfolge das autobiographische Zeitgeschehen auf RTL und II. Gangstarap ist wieder in! Die funzeligen Glocken der kleinen grauen Kirche läuten.

Ich bestelle mir eine Pizza bei einem Pizzaservice neun Stockwerke unter mir, der den Namen Roma II trägt. Wo mag wohl Roma I sein? Die Pizza kommt, er hat sich die Mühe gemacht zu laufen – das gibt Trinkgeld. Der Pizzateig ist mit einer dicken triefenden Schicht aus Käse bedeckt. Mhhh! Das Bier dazu beruhigt ungemein.

Zu meiner Einweihung sind Katerina, Anne, Robert, Jella, Isi, Dilan, Evita, Hans-Jacob, usw. zu Gast. Wie meine 300 Nachbarn heißen? Weiß ich nicht. Schon gegen 23 Uhr klingelt es. Gemeinsam mit dem Pizzaboten stehen mein Obendrüber und Untendrunter vor der Tür und es hagelt Beschwerden. Laut? Die wollen in Ruhe sterben. Generationskonflikt? Wir machen Schluss.

»Sie fahren bestimmt nach oben.« (Anonymous) und drückt den Knopf mit der Neun drauf. »Warum?«, frage ich. Er entgegnet: »Die Intelligenz wohnt immer oben.« Ich schmunzle und denke: »Nun gut!« – Gut fürs Ego. Danke Otis.

Kurz vor Weihnachten klopft es: »Ich bin der Weihnachtsmann. Darf ich reinkommen?« Ein Mann mittleren Alters mit Jogginghose steht in der Tür. Weiterhin trägt er einen schlabbriggen Pullover; ist dickwandig bebrillt und eine rot-weiße Mütze krönt sein Haupt. Dazu hält er einen genauso rot-weißen Plastbeutel einer ebenfalls bekannten Marke in der Hand. »Äh, nein, das ist nicht der Weihnachtsmann!«, denke ich und lasse darauf die Tür wieder ins Schloss fallen. Mein Obendrüber jagt ihn die Treppe runter.

Wir kommen des nachts nach Hause und im Eingangsbereich, im Fahrstuhl und in meinem Stockwerk hängen Plakate mit der Aufschrift: »Mario Weber ist ein dreckiges Klauschwein ...« – Ist Mario Weber der Weihnachtsmann? Eines von den Hunderten von Klingelschildern gibt zumindest über einen »M. Weber« Auskunft.

Ich fahre mit dem Fahrstuhl hoch in den Neunten. Ich vernehme wieder einmal dieses undefinierbare Bohren und gehe der Sache auf den Grund. Ich sehe um die Ecke und dort steht ein älterer, rüstiger Herr, der seinen Modellbauhelikopter durch die Flure steuert. Schnitt.

Wir kommen nach Hause und ich erinnere mich, als uns eine vermeintliche Studentin im Flur entgegenkommt: Gegenüber ist Party. Wir klopfen und natürlich drohe ich mit der Polizei, wegen des unfassbaren Lärms und dass ich dann nicht schlafen könne. Sie blickt schockiert. Natürlich nur ein Scherz. Wir werden als Nachbarn vorgestellt und ernten Applaus. Ein Bier gibt's obendrein. Prost!

Endlich Studentenleben im Block.



# Der Name des Gesetzes

Von Olaf Trunschke

Am Rande unserer Stadt, dort, wo die Bagger wühlen, haust in einem hohlen Felsen das Gesetz: ein graugrüner Drache mit zwölf Köpfen, wovon einer in jeden Monat des Jahres hineinhängt und aus dem Maul stinkt.

Einige der Alten wollen sich noch an Zeiten erinnern, da man freiwillig zum Gesetz zog, um im Schatten seines Horstes Schutz zu finden vor umherstreifenden Horden. Ja, es wurde so geschätzt, dass Hüter berufen wurden, denen es oblag, das Gesetz zu pflegen.

Das Gesetz ist geschlechtslos: Es vermehrt sich durch Teilung. Das heißt, eigentlich ist es ein Wachstum, das an den Köpfen beginnt, genauer gesagt: an der Zunge, die sich plötzlich längs spaltet und von Stund an verschiedene, nicht selten einander widersprechende Urteile verkündet. – Dieses Dilemma löst sich durch Aufspaltung in zwei Köpfe, die einander naturgemäß feindlich sind. Nur selten bestehen beide längere Zeit nebeneinander. Auch dass sie sich gegenseitig verschlingen, ist denkbar, wenngleich noch nie vorgekommen. In letzter Zeit ermüden sie rasch und erschöpfen sich in Garstigkeiten. Es ist ein Gezeter und Gezänk, dass es die Luft verpestet.

Ein Urteil widerspricht dem anderen; rings um das Gesetz stehen die Säulen derjenigen, die im Gehorsam versteinert sind. Alles, was sich ereignet, geschieht in seinem Namen. – Aber das Gesetz hebt höchstens einmal müde ein Augenlid. Nie erwachen alle Köpfe zugleich.

Wir sind alt geworden, das Gesetz wurde alt: Mit der Starrköpfigkeit der Alten beargwöhnen wir einander. Neue Generationen dienen heute im Namen des Gesetzes. Unsere Stadt will wachsen, ihre Mauern verlassen, die Bagger stehen mit geschulterten Schaufeln. Das Gesetz aber schweigt. Wir wissen nicht einmal, wie wir es ansprechen sollen.

Und wir sehnen und fürchten den Tag, da einer aus der Schar der Geduldlosen aufsteht und den Streit mit einem Streich erledigt. Wir wissen nicht, wer. Auch wann es sein wird, wissen wir nicht. Wir wissen nur: Er wird Unrecht heißen.

# Bukowskis Pfand

Von Martin Piekar

## I

Stell die Flasche bitte neben den Mülleimer, sagt  
Ein Du zu dem dusseligen Ich, welches Gepfändetes  
Gerne städtisch zurücklässt. Aber Erinnerungen an  
Die Schwere des Leerguts. Aber Leere v/erträgt mein

Gemüt nicht. Das Getränk, getrunken ist für mich alles,  
Was zählt. Aber jede Flasche zahlt. So lind, so zerdrücklich  
Als Existenzgrundlage. Plastik packt sich. Beutelwärts  
Und in Geldkatzen; die Person wird Leergut. Bukowski

Würde auch Flaschensammeln sagst du, dann Hartz IV,  
Dann PET-Bier, dann Wettbüro, Pferde natürlich, sage ich,  
Ein Auf und Ab, ein Auf und Ab geben, gehen, heben, wenn  
Ich nur eine Minute in Ffm stillstehe, sehe ich sie. Wenn.

## II

Stellt die Dosen bitte neben den Mülleimer, sagt ein  
Hosenanzug zu Schulranzen. Aber das nennen wir nicht  
Arbeit: schwere Bücher, Pausenbrot, Energydrinks.  
Wieso haben wir keinen Platz für Leere? Eine Gruppe

Wird weitergeleitet. Eine andere: Pfandgut, gestrandet.  
Vielleicht bringt sie ihnen nicht nur Sozialverhalten  
Bei, sondern lehrt ihnen in Zukunft zu jagen. Die  
Pfandflasche das Beutetier des 21. Jahrhunderts.

Mir wird klar, dass vor mir auf grauer Betonplatte ein Rudel  
Dezembers angesiedelt und bereit jedwede Wiederholung  
Einzupfänden. Ein Weihnachtsgeschenk rein  
Aus Verpackungen collagiert. Wenn man sich um Inhalt

Einen Dreck schert, sich aufs Umtauschen freut und  
Einen Rutsch ins Neue macht. Gesell mein Ex-Wasser  
Dazu. Bukowski könnte daraus sicher Bier machen.  
Gleich kümmert sich jemand. Pfändet die Pirsch. Gleich.

### III

Stell die Pfandflasche neben den Mülleimer, Man! Sage  
Ich und das dusselige Du schaut mich verdutzt an. Stell  
Sie einfach nebendran! Nicht rein. Ich schnaufe dich  
Besoffen an und im Hinblick auf den Main willst du

Kontern, was Umweltverschmutzung sei. Nach ein  
Paar von Bukowskis Drinks sage ich dir, dass du ihn nicht  
Lesen kannst, um zu kompensieren, dass du ihn nicht  
Leben kannst. Weißt du, wer Pfandflaschen sammelt,

Kann sich nur die Großstadt leisten. Pfandtoursimus.  
An Spieltagen sind Züge Beutezüge. Eintracht als  
Gewerkschaft des Mehrwegkollektivs. Es geht nicht  
Ums Karma. Es geht um uns. Als wir aufstehen und

Vom Main hin weggehen, singt Straßenchor Kyrie  
Du weißtschon. Ich weiß nicht. Die PET meldet wie  
Eine Bushalte. Ein Greifarmspiel in Mülleimern. Alles,

Sammeln hat Route. Routine das kommt von Route. Ein  
Soundtrack in G-Duld: Das Abgraben der Mülltonnen per  
Radar. Jetzt stell dir etwas noch viel Ekelhafteres vor:  
Dabei zuzusehn wie ein fremder Mensch es tut. Jetzt.



# Die Aufgabe

Von Julia Reinard

»Du bleibst in mein Herz Sarah!«

Das war der Auslöser. Drei Nächte schlief ich schlecht. Dieser Satz aus gelben Buchstaben, an eine Wand geschrieben von offenbar jugendlicher Hand, plagte mich. Bis ich einen Einfall hatte. Ich musste handeln.

Ich kaufte eine kleine Dose roter, wasserfester Farbe und einen nicht ganz so kleinen Pinsel. Das Schluss-N von »mein« unterstrich ich, das Z von »Herz« ebenfalls. Daneben schrieb ich ein Schreibschrift-f für »falsch«. Unter den gelben Satz schrieb ich: »Dativ«. Weil Sarahs ehemaliger Freund das eventuell nicht verstanden hätte, ergänzte ich: »meinem« und »Herzen«. E, M und E, N unterstrich ich, zur Sicherheit. Ein Komma setzte ich schlicht dazwischen. Ich wollte niemanden überfordern.

Als ich das erledigt hatte, konnte ich wieder kaum schlafen. Diesmal jedoch vor lauter Schwung. Ich hatte das Richtige getan, das fühlte ich, und brauchte drei Gläser Barolo, um die nötige Bettschwere zu erreichen.

Nur sprangen mich jetzt die Fehler noch stärker an als zuvor. »Deutschland verecke!« zum Beispiel. Als ich das entdeckte, wurde ich wieder unruhig. Um meinen Schlaf nicht erneut opfern zu müssen, ging ich noch in derselben Nacht los, unterstrich, schrieb das kleine f leicht erkennbar daneben und das korrekte Verb darunter. Oder: »Du erntest immer was du sähst« – am Gymnasium. Kopfschütteln, erhöhter Herzschlag, warten auf die Nacht, um die Fehler zu markieren.

Bei der »Eierlikör-Brulee-Schnitte« tat ich es zum ersten Mal auf einem Schaufenster. Sie war auf einem bunt bedruckten Pappschild angepriesen worden, das hinter dem Fenster hing, und machte mich richtig wütend. Im zweiten Wort war so viel verkehrt, dass ich es erst einmal, dann noch mal, noch mal und noch einmal durchstrich. Das f deutlich daneben. Alles auf der Scheibe. Das fehlerfreie Wort schrieb ich, um der besseren Lesbarkeit willen größer, darunter. Das ging nur nachts, so musste ich weiterhin auf Schlaf verzichten.

Mit einer neuen, größeren Farbdose widmete ich mich anschließend einer drängenden Aufgabe – den vielen »Edith's«, »Uwe's« und »Muttern's« Schnaps- und Blumenläden, Imbissen, Kiosken, die mich seit Jahren ärgerten. An vielen Geschäften war die Arbeit auf Tritt oder Leiter nur in tiefster Nacht möglich. Alle fehlgeleiteten Apostrophe strich ich gnadenlos weg, gleich, ob auf Schaufenstern, Leuchtreklamen, Autobeschriftungen. Daneben mein Schreibschrift-f. Es wurde von Mal zu Mal größer. Allein für diese Korrekturen benötigte ich mehrere Nächte, und dass ich es damit schaffte, alle Fehler in der Stadt auszumerzen, kann ich leider kaum annehmen.

In einer dieser Nächte entdeckte ich in »Oma's Blumenstübl« das Angebot von »Omas spezial-4wochen Blumenkorb«. Es trieb meinen Blutdruck so sehr in die Höhe, dass mir der Schweiß rann. Wie soll ich mit dieser Fülle an Fehlern umgehen? Zwar sah ich, dass das Geschäft bereits aufgegeben worden war, dennoch hing diese unglaubliche Werbung für alle sichtbar am Haus. Mit meinen fs pinselte ich über jeden Fehler in diesem unglaublichen Wortwust – das führte zum Glück dazu, dass man das gesamte Angebot nicht mehr lesen konnte.

Als die Farbe zur Neige ging, wollte ich meine Arbeit beenden. Doch der »Eiskaffé« machte dies Vorhaben zunichte. Seit Jahren schüttelte ich über ihn und seine Anverwandten mit Akzenten in alle möglichen Richtungen und an allen möglichen Stellen den Kopf. Mittlerweile machten mich solch öffentliche Rechtschreibfehler so aggressiv, dass mein kleines f mit jedem Mal größer geriet. So groß, dass es den Aufsteller mit dem Fehler komplett überdeckte; so dick, dass bei einer orthografisch mangelhaften Zeile in einer Schaufensterwerbung anschließend kein Durchblick mehr möglich war; so deutlich, dass die fehlerhafte Leuchtreklame nicht mehr leuchtete. Ich wollte gern mal wieder eine Nacht schlafend im Bett verbringen, aber es funktionierte nicht, die Fehler verfolgten mich dorthin.

Nicht mehr an mich halten konnte ich bei der letzten öffentlichen Peinlichkeit. Als ich diesen Fehler sah, konnte ich nicht warten, bis es irgendwann dunkel werden würde, ich musste sofort handeln. Er entstand, als in die Staatskanzlei ein Mann eingezogen war. Dafür änderte man das Schild neben dem Eingang wieder in »Thüringer Ministerpräsident«, aber die Wörter standen nach der weggenommenen weiblichen Endung nicht mehr zentriert, sondern unschön links gequetscht (das zufällige Wortspiel bitte ich zu entschuldigen) am klassischen Eingangsportal. Das konnte nicht so bleiben. Ich malte ein f um andere daneben, mit wachsendem Schwung, immer größer. Ich kam über das Schild hinaus, erwischte die steinerne Wand dahinter, den das Portal haltenden Atlas rechts davon, die Kamera links, die dunkelbraune Holztür, die Stufe, auf der ich stand, das Portal, das sich über mir wölbte – da stürmten kräftige Männer heraus und drückten mich zu Boden und die Polizei kam und nahm mich mit und wollte eine Aussage und steckte mich in Untersuchungshaft und brachte mich vor den Richter und nun bin ich hier gelandet und soll Ihnen auflisten, wie es dazu kam, dass ich Ihnen heute hier drin diese Liste schreibe und weiß vor allem eins: Ich kann endlich wieder schlafen.

*Im Rahmen des kulturellen Jahresthemas der Stadt Erfurt »Wie viele Worte braucht der Mensch?« veranstaltete das hEFt im Oktober und November 2014 ein Schreibwerkstattprojekt. Unter dem Titel »Schreiben auf den Punkt« konnten sich über 20 Interessierte unter der fachlichen Anleitung der Lyrikerin Nancy Hüniger sowie der ehemaligen Erfurter Stadtschreiberin Katharina Bendixen im Schreiben kurzer Texte üben. Nachfolgend dokumentieren wir einige in den Werkstätten entstandene Texte.*

Von Diana Hellwig

## Schnee 1

Fertigteile  
sind hier  
nicht eins  
wie das  
andere

## Schnee 2

Oben sitzen  
Tauben  
oder  
ist das Vanille  
aufs Pflaster  
gespuckt

## Schnee 3

Heuschrecken  
gehen  
zu Boden,  
liegen,  
Eiweiß,  
auf dem  
abgefressenen  
Klee



# Die Mutter

Von Maximilian Ludwig

Du Tourist in Reihe 26 schaust zu deinen acht Nachbarn hinüber. Zwei von ihnen sind eingeschlafen, zwei lesen die kostenlose Tageszeitung, die beim Boarding verteilt wurde. Die anderen sind blass und interessieren dich nicht. Du ziehst die Karte mit den Notfallhinweisen aus der Netztasche vor dir und knibbelst an einem Eselohr herum. Auf ihr siehst du das Logo der Fluggesellschaft, eine eigenartige geometrische Figur, die entfernt an eine Schwalbe erinnert. Sie wirkt kalt und lieblos und du stellst dir vor, sie ist tausendfach abgedruckt auf Sicherheitskarten, Bordmenüs, Boardingpässen und tausendfach eingestickt in die Überzüge der Kopflehnen. Ihre Flügel sehen gebrochen aus, ihr Schnabel ist verkümmert – sie wird überlebensunfähig sein.

Du erinnerst dich an die Schwalbenküken unter eurem Carportdach. Eines Tages ist ihre Mutter nicht wieder aufgetaucht. Jetzt begleitet sie dich auf diesem Zwölfstundenflug.

# Ein Moment Kindheit

Von Franziska Brunn

Die Stimmen quietschen zwischen Schaum und Spielzeug. Pfützen haben sich vor der Badewanne gebildet. In einer streckt sich ein schwarzer Plastikdrache. Von allem gibt es zwei. Der Bruder des Drachens liegt auf dem Grund, schürft über die Emaille, während die Wasserschlacht ohne ihn besiegelt wird. Ein vielarmiges Wesen scheint im Wasser aufzubegehren. Arme und Schaumköpfe lassen sich nicht auseinanderhalten. Mit zwei Stimmen taucht der Oktopus auf, lacht, tobt, greift und beschreit den unteilbaren Moment. Ein Schwung Schaum saust durch die Luft, ändert seine Meinung und trudelt herum. An den weißen Fliesen rechts neben dem Badewannenrand wird er gestoppt. Er rutscht hinab, eine riesenhafte Amöbe, die nach Seife riecht. Er rutscht bis zu den zwei Figuren, die an der Wand kleben und ihre Blicke auf die Kinder heften. Links schweigt eine rote Katze mit breitem Schnurrbart. Rechts müht sich der blaue Elefant um ein Grinsen. Beide tragen sie Waschlappen. Der rote Schwanz der Katze hält den Lappen mit der Aufschrift »Luisa«. Blau umrüsselt wird Leopolds Badeutensil. Der Schaum macht keinen Unterschied und hüllt sie beide auf seiner Fahrt nach unten ein. Im Nebel sind Elefant und Katze für kurze Zeit blind. Sie verlieren ihre Kinder aus den Augen. Gleich gibt der Schaum sie wieder frei. Was, wenn er die Haken heimlich tauschte?

# Zuflucht

Von Stephanie Sieburg

Am Morgen  
der dem Gestern gleicht  
der Augen  
feuchter Glanz  
zerreißt  
die Nacht  
bringt Stille in den Tag  
und rinnt entlang  
der Angst  
vorm Werden  
sich zu gebärden  
die Haut zu eng  
um sich zu häuten  
die Glieder matt  
und nackt der Baum  
das schwache Weiß  
restlos verschluckt  
vom asphaltierten Grau  
der Tag ritzt Schatten  
in die Stunden  
das nackte Fenster  
wird zur Seele  
gefrorene Bilder  
splittern auf  
dem klaren Rinnsal  
weicht die Qual  
Licht  
durchbricht  
den dunklen Schein

# Was schlimm ist – nach Gottfried Benn

Von Ulrike Tabor

Schlimm ist der Staat,  
der mit Prämien und Punkten  
das Leben entlohnt.

Schlimm ist das Sammeln von Flaschen,  
das den Menschen Sinn erfüllt  
an Aufgaben gedeihen und zu wachsen.

Schlimm ist die Politik,  
die Verantwortung abgibt,

sich brav in der Wiege wiegt,  
die Masse verlacht,  
dumm sie fügt,  
zu einem Puzzle,  
das sich selbst belügt,

indem ein letztes Teilchen fehlt –  
Mensch zu bleiben.

Schlimm sind Vergleiche  
mit anderen Zeiten.

Schlimm ist der Intellekt,  
der keinen Sinn erweckt.

Schlimm sind Erwachsene –  
ihr Indirekt, da sich darin  
ihr Kinderspiel versteckt.

Schlimm ist die Starre,  
die Karre voll Fakten  
in großen Lettern.

Schlimm ist das sie uns bekleckern.

Schlimm ist die Abwehr,  
der Unterhaltung Verzehr.

Schlimm ist die Sprache  
in der wir sprechen,  
Abkürzungen,  
die das Denken herunterbrechen.

Fremde Worte zur eigenen Identifikation,  
schlimm ist die gewollte Perfektion.

Schlimm ist das Gaffen.  
Schlimm ist das Betteln.



Schlimm sind die Kinder,  
die sich nicht mehr verzetteln,

korrekt das 1 plus 1 erlernen,  
die am Computer sitzen und dort sterben.

Schlimm ist die Vielfalt,  
die uns bombardiert –  
mit verblassten Begriffen  
wird sie uns hingeschmissen  
um sich gleich wieder auszulöschen  
und neu zu vernetzen.

Schlimm sind Plakate,  
die verklärt bunte Sicht.

Schlimm ist das eine Existenz zerbricht.

Schlimm ist das Klagen,  
das Misstrauen schürt.

Schlimm ist das man  
durch Spenden & Ehrenamt Aktionen  
direkt aufs gute Gewissen schießt.

Schlimm ist die Absicht  
im Müll zu ersticken.

Schlimm ist das Tricksen.

Schlimm ist das Gift  
in Form von Tabletten.  
Schlimm ist die Freiheit  
in Ketten.

Schlimm ist der Versuch  
sich zu mehr & mehr erschöpfen,  
Schlimm ist sich dabei zu ergötzen.

Schlimm ist die Substanz  
aus diesen Zeilen,  
die wir festtreten,  
stempeln,  
schlimm ist das wir  
daraus nicht panisch enteilen.

Schlimm ist die Wut  
mit der die Stimme  
dies Gedicht belebt.

Schlimm ist die Angst  
aus der es entsteht.

Schlimm ist das,  
was daraus folgen wird.

# Das nächste hEFt erscheint am 26. Juni 2015

Offene Redaktion: 29. April

hEFt-reliert: 26. Juni

Redaktions- und Anzeigenschluss: 22. Mai

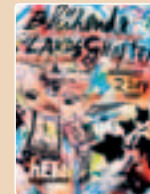
Kontakt: [redaktion@heft-online.de](mailto:redaktion@heft-online.de)

Thema: Steh auf, nimm dein Bett und geh!

## hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Steh auf, nimm dein Bett und geh!«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: [redaktion@heft-online.de](mailto:redaktion@heft-online.de) oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

*hEFte zum Herunterladen  
unter [www.heft-online.de](http://www.heft-online.de)*



## hEFt zum Mitnehmen

**Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tikolor, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Haus Dachheröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Speicher, Stadtgarten, Engelsburg, Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang // **Altenburg** Paul-Gustavus-Haus // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Rudolstadt** saalgärten // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Weimar** ACC, mon ami

## Autor/innenverzeichnis

TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // MAXIMILIAN BORCHARDT, Jg. 1992, ist ehemals Praktikant, jetzt Student in Weimar und bald für sechs Monate Istanbul // FRANZISKA BRUNN ist es ein zentrales Anliegen, das Schreiben in Gruppen wieder hoffähig zu machen. Dazu hat sie das Buch »Zwei Autoren, ein Roman – Anstiftung zum Schreiben im Duo« verfasst. // RONJA BUSCH, Jg. 1978, Erfurt // JÖRG ENGELMANN, Jg. 1982, ist glücklich und zufrieden, als übersättigter Wessi im kargen Osten angekommen zu sein // SEBASTIAN FRITSCH, Erfurt // ANDREAS GELBHAAR, Jg. 1960, Exil-Erfurter und Absinthtrinker // DIANA HELLOWIG, geb. 1970 in Erfurt, Studium der Germanistik, Anglistik, Journalistik in Leipzig und Manchester, Gaststudium am Deutschen Literaturinstitut. Zum Schreibrepertoire gehören Kurzprosa, Lyrik, szenische Texte und Erzählungen. // MARIA HUTMACHER, Jg. 1990, mag tiefe Bässe und Licht und Menschen // U. JESSES hatte vor, Theologie zu studieren, widmete sich stattdessen lieber der Philosophie. Abschluss an einer Dresdner Universität und danach Freifahrtschein Richtung Realität. // ANNA KANT studiert Freie Kunst (mit dem Schwerpunkt Fotografie) an der Bauhaus-Universität Weimar, [www.annakant.com](http://www.annakant.com) // ANDREAS KEHRER, studierte in Erfurt Literaturwissenschaft und ist seit zwei Jahren als Journalist bei Radio F.R.E.I. tätig. Seit April schreibt er außerdem für das Online-Projekt Local Times Erfurt. // MAXIMILIAN LUDWIG, Jahrgang 1991, geboren in Wuppertal, lebt in Weimar, Lesungen auf Lesebühnen in Erfurt, Leipzig, Jena // FRANK LIPSCHIK, Erfurt // MARTIN PIEKAR, Jg. 1990, studiert Philosophie und Geschichte in Frankfurt am Main. Schreibt Gedichte, veröffentlicht in Zeitschriften. Sein Debüt »Bastard Echo« erschien 2014 im Verlagshaus J. Frank. // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // JULIA REINARD, Jg. 1981, Erfurt // STEPHANIE SIEBURG, wohnt und lebt in Erfurt und arbeitet an einem Buchprojekt zum Thema »Wege heraus aus Krankheit und Krise« // ULRIKE TABOR, Jahrgang 1981, arbeitet als Schauspielerin & Sprecherin, Erfurt // OLAF TRUNSCHKE, lebt in Erfurt und Berlin // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter // FRANZISKA WILHELM, Jg. 1981, Autorin und Poetry Slammerin, lebt in Leipzig, [www.franziska-wilhelm.de](http://www.franziska-wilhelm.de) // RON WINKLER, Jg. 1973, lebt in Berlin. 2013 veröffentlichte er seinen vierten Gedichtband, »Prachtvolle Mitternacht«, und mit »Torp. Neue Wimpern« weitere Berichte zu seinem Alter Ego. Gemeinsam mit Nancy Hüniger erschien soeben »Thüringen im Licht. Gedichte aus fünfzig Jahren«.



